

Rider Haggard

Der Zauberer

im

Sululande

R. Haggard
Der
Zauberer
im
Sululande

Die Welt

der

Fahrten und Abenteuer

Band V

Der Zauberer im Sululande



1898

Freiburg i. Br.

Friedrich Ernst Fehsenfeld

Der

Bauberer im Suluslande

Autorisierte Uebersetzung

aus dem Englischen des H. Rider Haggard

von

G. Egger t

Mit 64 Illustrationen von A. Groh

Erstes bis fünftes Tausend



1898

Freiburg i. Br.

Friedrich Ernst Fehsenfeld

Druck der Hoffmann'schen Buchdruckerei in Stuttgart.



1. Kapitel.

Mancher erinnert sich vielleicht, daß Allan Quatermain auf einer der letzten Seiten seines Tagebuches, das er kurz vor seinem Tode geschrieben hatte, seiner Frau Erwähnung thut, und daß er angiebt, er habe an einer andern Stelle Genaueres über sie geschrieben.

Als sein Tod bekannt wurde, händigte man mir seine Papiere aus, da ich seine litterarischen Arbeiten veröffentlicht hatte. Unter dem Nachlasse fand ich zwei Manuskripte. Die folgende Erzählung ist das eine davon. Das andere ist eine schmucklose Wiedergabe von Ereignissen, bei denen Herr Quatermain nicht persönlich beteiligt war, — eine Sulunovelle, die ihm der Held derselben lange Jahre, nachdem das traurige Ereigniß ge-

schehen, selbst erzählt hatte. Aber damit haben wir vorderhand nichts zu thun. — — —

Ich habe oft die Absicht gehabt (so fängt Quatermain's Manuscript an), alles, was mit meiner Heirat zusammenhing, niederzuschreiben und über den Tod meines geliebten Weibes zu berichten. Viele Jahre sind seitdem vergangen, die Zeit hat den Schmerz etwas gemildert, obgleich er, weiß Gott, noch immer bitter genug ist. Zwei oder dreimal habe ich schon den Versuch gemacht, alles zu Papier zu bringen. Einmal gab ich es auf, weil das Schreiben mich so niederdrückte, ein andermal mußte ich ganz plötzlich auf Reisen gehen und beim drittenmal hatte ein Kaffernjunge mein Manuscript gerade sehr geeignet gefunden, um das Küchenfeuer damit anzumachen.

Nun, wo ich hier in England bin und Muße habe, will ich den vierten Versuch machen. Wenn er gelingt, wird die Geschichte vielleicht manchen interessieren, wenn ich selbst schon lange tot und begraben bin. Sie ist aufregend genug und regt mancherlei Gedanken in einem an.

Ich bin der Sohn eines Missionars. Mein Vater war ursprünglich Pfarrer in einer kleinen

Gemeinde in Oxfordshire. Er war schon einige Jahre mit meiner lieben Mutter verheiratet, als er dorthin übersiedelte, und er hatte vier Kinder, von denen ich das jüngste war. Nur schwach entsinne ich mich des Platzes, an dem wir lebten. Es war ein altes, langes, graues Haus mit dem Blick auf die Straße. Irgend ein großer Baum stand im Garten. Er war hohl, und wir Kinder pflegten darin zu spielen und uns auch große Stücke von seiner Borke loszumachen. Wir schliefen alle in einer Art von Dachstube, und meine Mutter kam immer und küßte uns, wenn wir im Bette lagen. Ich wachte dabei gewöhnlich auf und sah, wie sie sich über mich beugte, das Licht in der Hand. Gerade über meinem Bette sprang ein seltsames Stück Balken aus der Wand heraus. Einmal war ich furchtbar erschrocken, weil mich mein ältester Bruder mit den Händen daran hängen ließ. Das ist alles, auf das ich mich in unserem alten Hause besinnen kann. Es ist schon seit Jahren niedergerissen, sonst würde ich hinreisen, um es nochmal zu sehen.

Die Straße ein wenig weiter hinab lag ein großes Haus mit breitem eisernem Thorweg, und

auf den Thorpfeilern saßen zwei steinerne Löwen, die sahen so scheußlich aus, daß ich mich vor ihnen fürchtete. Man konnte das Haus sehen, wenn man durch die Stäbe des Thores sah. Es war ein düster aussehendes Gebäude, mit einer hohen Eibenhecke umzogen; aber zur Sommerzeit wuchsen einige Blumen um die Sonnenuhr auf dem Grasplatze. Dieses Haus wurde die Halle genannt, und Gutsbesitzer Carson lebte darin. Einstmals zu Weihnachten — es muß jene Weihnachten gewesen sein, ehe mein Vater auswanderte, denn sonst würde ich mich nicht mehr darauf besinnen — gingen wir Kinder zur Weihnachtsfeier nach der Halle. Dort war große Gesellschaft und Diener mit roten Westen standen an den Thüren. In dem Eßzimmer, das mit dunklem Eichenholz getäfelst war, stand der Weihnachtsbaum. Herr Carson stand gerade davor. Er war ein großer dunkler Mann, sehr ruhig in seinen Bewegungen, und trug einige Petschaste an seiner Weste. Wir hielten ihn für alt, aber in Wirklichkeit ist er damals nicht über vierzig Jahre alt gewesen. Er war, wie ich später hörte, in seiner Jugend viel herumgereist und hatte sich da unge-

fähr vor sechs oder sieben Jahren mit einer Dame verheiratet, die halb spanisch war — eine Papistin nannte mein Vater sie. Ich kann mich ihrer sehr gut entsinnen. Sie war klein und sehr hübsch, hatte eine rundliche Gestalt, große schwarze Augen und glänzend weiße Zähne. Sie sprach englisch mit einem seltsamen Accent.

Ich denke mir, ich muß damals ein merkwürdig aussehendes Kind gewesen sein, und ich weiß, daß mein Haar schon damals auf dem Kopfe gerade in die Höhe stand, so wie jetzt noch, denn ich habe eine Skizze, die meine Mutter von mir gemacht hat, und darin kommt diese Sonderbarkeit stark zum Ausdruck. Bei Gelegenheit dieser Weihnachtsfeier entsinne ich mich, daß Frau Carson sich an einen großen, fremdländisch aussehenden Herrn wandte, der neben ihr stand, und indem sie ihm mit ihrer goldenen Lorgnette zärtlich auf die Schulter klopfte, sagte sie:

„Sieh, Better — sieh, der komische, kleine Junge mit den großen braunen Augen; sein Haar ist wie — wie nennt ihr das? — wie eine Scheuerbürste. Oh, was für ein drolliger kleiner Kerl!“

Der große Herr zog an seinem Schnurrbart,

dann nahm er Frau Carsons Hand in die seine und fing an, damit mein Haar glatt zu streichen, bis ich ein Geflüster hörte:

„Laß meine Hand los, Better. Thomas sieht aus — wie ein Donnerwetter.“

Thomas war der Name Herrn Carsons, ihres Gatten.

Nachher verbarg ich mich, so gut ich konnte, hinter einem Stuhle, denn ich war blöde, und beobachtete die kleine Stella Carson, des Squires einziges Kind, wie sie den Kindern die Geschenke vom Baume austeilte. Sie war als Weihnachtsgengel ausgestattet, mit weichem, weißem Stoffe um ihr liebliches kleines Gesichtchen, und hatte große dunkle Augen, die mich schöner deuchten als irgend etwas, was ich je gesehen. Endlich kam an mich die Reihe, ein Geschenk zu erhalten — und närrisch genug, wenn man die späteren Ereignisse in Betracht zieht — war es ein großer Affe. Sie nahm ihn von einem der unteren Zweige des Baumes herab und sagte: „Das ist mein Weihnachtsgeschenk für dich, kleiner Allan Quatermain.“

Während sie das that, berührte ihr Armel,

der mit Baumwollwatte beklebt und mit irgend etwas Glänzendem bestreut war, eine der Wachskerzen — wie es kam, weiß ich nicht — und fing Feuer. Sie stand ganz still. Ich denke mir, sie war vom Schreck gelähmt, und die Damen, die nahe dabei standen, schrieen laut auf, aber thaten nichts. Dann riß mich ein Impuls hin — vielleicht wäre es richtiger, Instinkt zu sagen, wenn ich mein Alter bedenke. Ich warf mich auf das Kind, und indem ich mit den Händen auf das Feuer schlug, glückte es mir, es auszulöschen, ehe es weiter um sich griff. Meine Fäuste waren so arg verbrannt, daß sie noch lange nachher immer verbunden werden mußten, aber außer einer einzigen Brandwunde am Halse war die kleine Stella Carson nicht verletzt.

Das ist alles, auf was ich mich von jenem Weihnachtsfeste besinnen kann. Was sich nachher zutrug, habe ich vergessen, aber noch heutigen Tages sehe ich oft im Schlafe das süße Gesichtchen der kleinen Stella und den Ausdruck starren Schreckens in ihren dunklen Augen, als das Feuer an ihrem Arme hinaufzief. Das ist jedoch weiter nicht wunderbar, denn ich hatte derjenigen das

Leben gerettet, die bestimmt war, mein Weib zu werden.

Das nächste Ereignis, auf das ich mich deutlich besinnen kann, ist, daß meine Mutter und meine drei Brüder an Fieber erkrankten, wie ich später hörte, infolge der Vergiftung unseres Brunnenwassers durch irgend einen böswilligen Menschen, der ein totes Schaf hineingeworfen hatte.

Es muß während der Zeit ihres Krankseins gewesen sein, daß Squire Carson eines Tages in das Pfarrhaus kam. Das Wetter war noch kalt, denn im Studierzimmer brannte ein Feuer, und ich saß davor und schrieb mit Bleistift Briefe auf ein Stück Papier, während mein Vater im Zimmer auf und ab ging und vor sich hinsprach. Später erfuhr ich, daß er für das Leben seiner Frau und Kinder betete. Da kam ein Mädchen in das Zimmer und sagte, es wäre jemand da, der ihn zu sprechen wünschte.

„Es ist der Squire, Herr Pastor,“ sagte sie, „und er sagt, er wünscht dringend Sie zu sehen.“ „Es ist gut,“ antwortete mein Vater bedrückt, und gleich darauf trat Squire Carson ein. Sein



Gesicht war bleich und abgezehrt, und seine Augen flammten so zornig, daß ich mich vor ihm fürchtete.

„Verzeihen Sie mir, daß ich Sie zu solcher Zeit störe, Quatermain,“ sagte er mit heiserer Stimme, „aber morgen verlasse ich den Ort für immer, und ich wollte Sie noch sprechen, ehe ich gehe — ich muß Sie sprechen.“

„Soll ich Allan fortschicken?“ sagte mein Vater, auf mich weisend.

„Nein, lassen Sie ihn bleiben. Er wird nichts verstehen.“ Und das that ich zu jener Zeit auch nicht, aber ich behielt jedes Wort, und nach Jahren begriff ich ihre Bedeutung.

„Erst sagen Sie mir,“ fuhr er fort, „wie geht es ihnen?“ und er zeigte mit dem Daumen nach oben.

„Meine Frau und zwei von den Knaben sind hoffnungslos,“ antwortete mein Vater mit Stöhnen. „Ich weiß noch nicht, wie's mit dem dritten wird. Des Herrn Wille geschehe!“

„Des Herrn Wille geschehe,“ wiederholte der Squire feierlich. „Und nun Quatermain, hören Sie — meine Frau ist fort.“

„Fort!“ antwortete mein Vater. „Mit wem?“

„Mit ihrem ausländischen Vetter. Aus einem Briefe, den sie hinterließ, geht hervor, daß sie immer ihn liebte und nicht mich. Sie heiratete mich, weil sie mich für einen reichen englischen Lord hielt. Nun hat sie mein Vermögen verbraucht, oder wenigstens den größten Teil davon, und ist gegangen. Ich weiß nicht wohin. Glücklicherweise wollte sie ihre neue Laufbahn nicht durch das Kind erschweren; sie hat mir Stella gelassen.“

„Das kommt davon, wenn man eine Papistin heiratet, Carson,“ sagte mein Vater. Das war seine Schwäche; er war ein so guter, barmherziger Mann, wie nur je einer gelebt hat, aber in solchen Dingen war er hart. „Was wollen Sie nun anfangen — ihr nachreisen?“

Carson lachte bitter als Antwort darauf.

„Ihr nachreisen!“ sagte er; „weßhalb sollte ich das denn thun? Wenn ich sie träfe, würde ich sie oder ihn, oder alle beide töten, wegen der Schande, die sie auf meines Kindes Namen gebracht haben. Nein, ich will ihr Gesicht nie wieder sehen. Ich habe ihr vertraut, sage ich Ihnen, und sie hat mich verraten. Mag sie ziehen und ihr Schicksal finden. Aber ich gehe auch. Ich bin des Lebens müde.“

„Aber, Carson,“ sagte mein Vater, „Sie wollen doch nicht —“

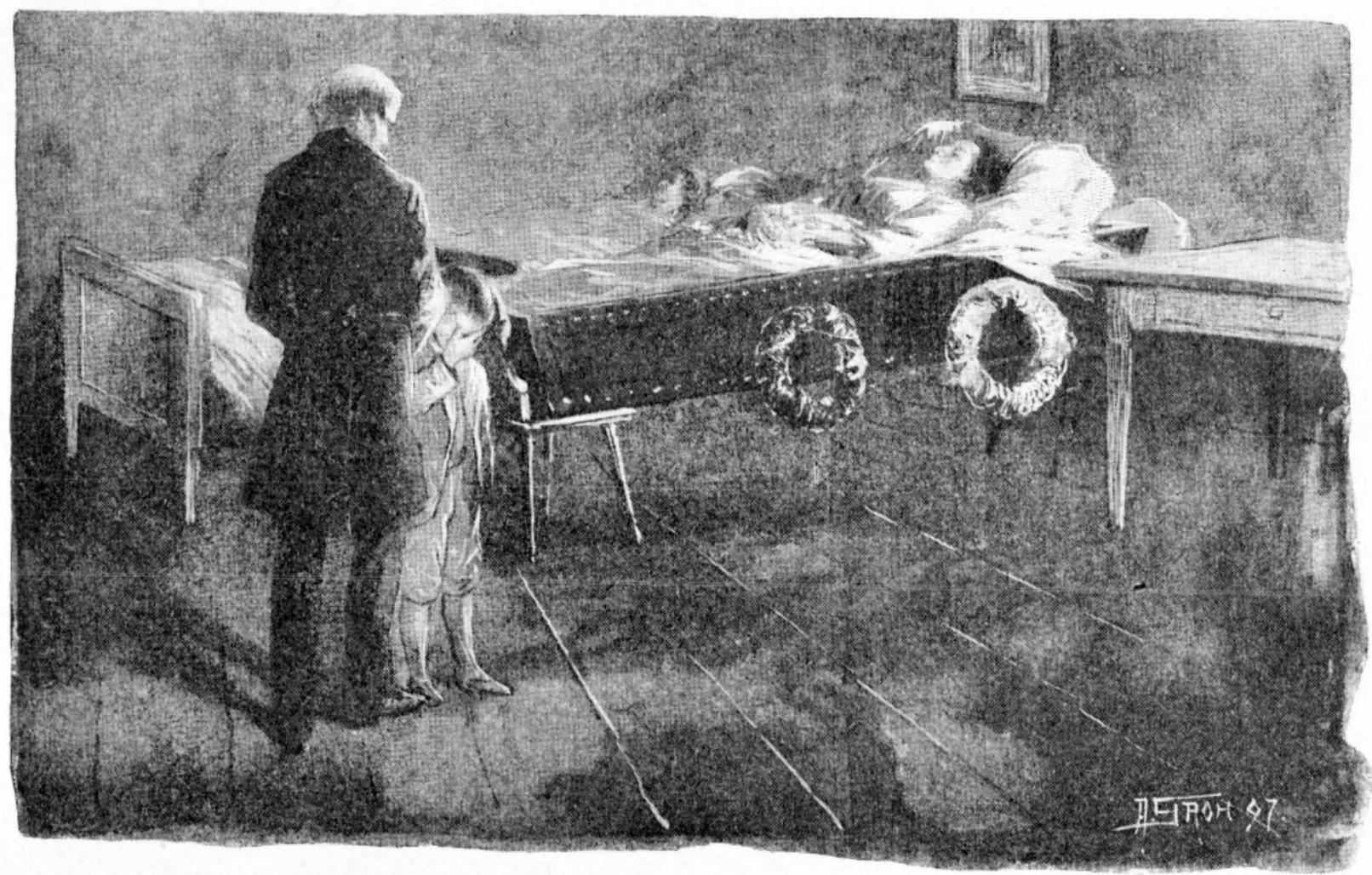
„Nein, nein; das nicht. Der Tod kommt früh genug. Aber ich will diese civilisierte Welt, die eine lebendige Lüge ist, verlassen. Wir wollen geradewegs in die Wildnis gehen, mein Kind und ich, und unsere Schande verbergen. Wohin? Das weiß ich selbst noch nicht. Irgendwohin,

wo es keine weißen Gesichter, keine glatten, gelehrten Zungen giebt.“

„Sie sind nicht gescheit, Carson,“ antwortete mein Vater. „Wie wollen Sie denn leben? Wie Stella erziehen? Seien Sie ein Mann und überwinden Sie es.“

„Ich will ein Mann sein, und ich werde es überwinden, aber nicht hier, Quatermain. Erziehung! War nicht sie — jene Frau, die mein Weib war — war sie nicht vorzüglich erzogen? Die klügste Frau hier in der ganzen Gegend. Zu klug für mich, Quatermain — um die Hälfte zu klug. Nein, meine Stella soll in einer andern Schule groß werden; wenn es möglich ist, soll sie sogar ihren Namen vergessen. Leben Sie wohl, alter Freund, leben Sie für ewig wohl. Versuchen Sie nicht, mich aufzufinden. Von nun an werde ich für Sie und alle, die ich kannte, tot sein,“ und mit diesen Worten war er gegangen.

„Ganz verrückt,“ sagte mein Vater mit einem schweren Seufzer. „Sein Kummer hat ihm den Verstand verwirrt. Aber er wird sich's noch anders überlegen.“



1897

In demselben Augenblick kam die Kinderfrau hereingestürzt und flüsterte ihm etwas ins Ohr. Meines Vaters Gesicht wurde leichenblaß. Er klammerte sich am Tisch fest, um sich zu halten, und dann taumelte er aus dem Zimmer. Meine Mutter lag im Sterben!

Es war einige Tage später, genau weiß ich's nicht wie lange, da nahm mich mein Vater bei der Hand und führte mich in das große Zimmer, das meiner Mutter Schlafzimmer gewesen war. Da lag sie tot im Sarge, mit Blumen in der Hand. An der Wand entlang waren drei kleine weiße Betten zurecht gemacht, und auf jedem derselben lag einer meiner Brüder. Sie sahen alle aus, als ob sie schliefen, und alle hatten Blumen in der Hand. Mein Vater sagte mir, ich sollte sie alle küssen, weil ich sie niemals wieder sehen würde, und ich that es auch, obgleich ich mich fürchtete. Ich weiß nicht warum. Dann nahm er mich in seine Arme und küßte mich. „Der Herr hat's gegeben,“ sagte er, „und der Herr hat's genommen; der Name des Herrn sei gelobt.“

Ich weinte sehr, und er nahm mich mit nach unten. Dann habe ich nur noch eine unklare Er-

innerung an schwarz gekleidete Männer, die schwere Lasten nach dem grauen Kirchhof trugen.

Dann kommt die Vision eines großen Schiffes und weiten unruhigen Wassers. Mein Vater konnte nach dem Verlust, der ihn getroffen hatte, es nicht länger ertragen, in England zu leben, und hatte beschlossen, nach Süd-Afrika auszuwandern. Wir müssen zu jener Zeit arm gewesen sein — ich glaube, daß mein Vater durch meiner Mutter Tod einen großen Teil seines Einkommens einbüßte. Auf jeden Fall reisten wir mit den Zwischendeckspassagieren, und das außerordentliche Mißbehagen der Reise und die rohe Art unserer Auswanderungsgenossen sind mir noch in der Erinnerung. Endlich nahte sich die Fahrt ihrem Ende, und wir erreichten Afrika, das ich für viele, viele Jahre nicht verlassen sollte. Zu jenen Zeiten hatte die Civilisation im südlichen Afrika noch keine großen Fortschritte gemacht. Mein Vater ging ins Land hinein und wurde ein Missionar unter den Kaffern, in der Gegend, wo jetzt die Stadt Cradock liegt, und hier wuchs ich zum Mann heran.

Einige Boer-Farmer wohnten in der Nähe,



und nach und nach entstand eine kleine Ansiedelung von Weißen um unser Missionshaus. — Ein betrunkenener schottischer Hufschmied und Stellmacher war so ziemlich der interessanteste Charakter. Er konnte, wenn er nüchtern war, die Gedichte des schottischen Dichters Burns hersagen und die „Ingoldsbys-Legenden“ wußte er Wort für Wort auswendig. Von ihm habe ich die Vorliebe für diese amüsanten Schriften überkommen, die mich niemals verlassen hat. Aus Burns habe ich

mir nie sehr viel gemacht, wahrscheinlich wegen des schottischen Dialekts, der mir unangenehm war. Das Wenige, was ich gelernt habe, verdanke ich meinem Vater, aber ich hatte nie sehr viel Neigung für Bücher, und er nicht viel Zeit, mich zu unterrichten. Auf der anderen Seite war ich immer ein scharfer Beobachter der Natur und der Menschen. Als ich zwanzig Jahre alt war, konnte ich Holländisch und drei oder vier Kafferndialekte geläufig sprechen, und ich glaube nicht, daß irgend jemand in Süd-Afrika die Denk- und Handlungsweise der Eingeborenen besser verstand als ich. Auch war ich ein guter Schütze und gut zu Pferde, und ich denke — und meine spätere Laufbahn hat das auch bewiesen — ich war ein gut Teil zäher, als die Mehrzahl der Männer. Zäh war ich damals und bin es noch heute, ein kleiner schlanker Mann, und nichts schien mich zu ermüden. Ich konnte alle möglichen Anstrengungen und Entbehrungen ertragen, und nie ist mir ein Eingeborener begegnet, der mich im Ertragen von Mühseligkeiten übertroffen hätte. Jetzt ist das natürlich etwas anderes; ich spreche von meiner Jugendzeit.

Es mag wunderbar scheinen, daß ich in solcher Umgebung nicht völlig wild und unbändig wurde, aber davor wurde ich durch das Beisammensein mit meinem Vater bewahrt. Er war einer der sanftmütigsten und feinsten Männer, die mir je vorgekommen sind; selbst der wildeste Kaffer liebte ihn, und sein Einfluß auf mich war ein äußerst günstiger. Er pflegte sich immer als ein der Natur nicht ganz gut gelungenes Menschenexemplar darzustellen. Ich wollte, es gäbe mehr seiner Art. Jeden Abend, wenn seine Arbeit vollendet war, nahm er sein Gebetbuch und setzte sich auf die kleine Plattform vor unserem Hause und las sich die Abendpsalmen vor. Manchmal war es nicht hell genug, aber für ihn machte das keinen Unterschied, denn er konnte sie alle auswendig. Wenn er damit fertig war, blickte er hinaus über das bebaute Land, wo die Missionskaffern ihre Hütten hatten.

Aber ich weiß, daß er die nicht sah, sondern statt dessen die graue englische Kirche und die Gräber, die dort nebeneinander vor dem Eibenbaume, dicht bei dem kleinen Pfortchen lagen. Dort auf jener Plattform starb er auch. Er war

nicht ganz wohl gewesen, und als ich an dem einen Abende mit ihm sprach, wanderten seine Gedanken immer zurück nach Oxfordshire und zu meiner Mutter. Er sprach viel von ihr und sagte, daß sie in all den langen Jahren ihm keinen einzigen Tag aus dem Gedächtniß entschwunden wäre, und daß er sich an dem Gedanken freute, dem Lande, in dem sie weile, immer näher zu kommen. Dann fragte er mich, ob ich mich der Nacht entsänne, als Squire Carson in sein Zimmer gekommen wäre und ihm erzählt hätte, daß seine Frau ihm davongelaufen sei, und daß er die Absicht hätte, seinen Namen zu ändern und sich in einem weltabgeschiedenen Lande zu vergraben.

Ich sagte, ich entsänne mich dessen genau.

„Ich möchte wissen, wo er hinging,“ sagte mein Vater, „und ob er und sein Töchterchen Stella noch leben. Ja, ja! Ich werde ihn niemals wieder sehen. Aber das Leben spielt oft seltsam, Allan, und du magst ihnen wohl nochmals begegnen. Wenn es je geschieht, dann bring ihm viele herzliche Grüße.“

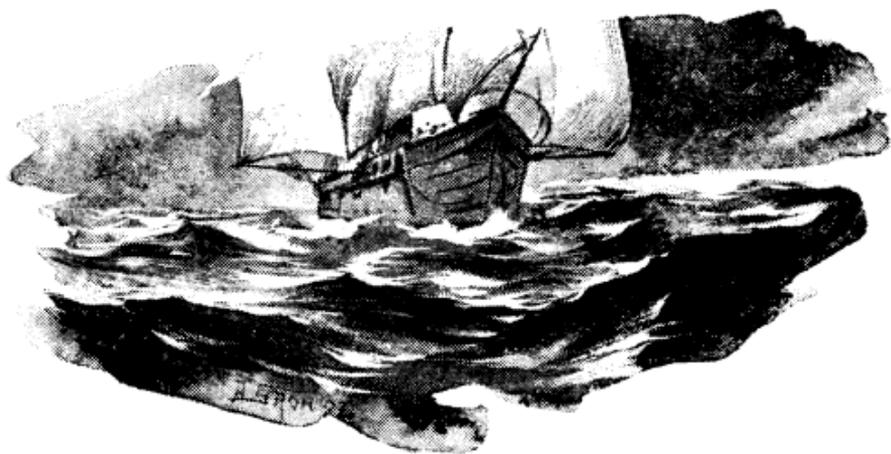
Danach verließ ich ihn. Wir hatten mehr als gewöhnlich von den Raubgelüsten der Kaffern-

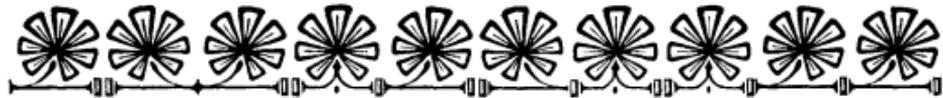


diebe zu leiden gehabt, die uns unsere Schafe über Nacht stahlen, und ich hatte beschlossen, den Kraal zu bewachen und zu sehen, ob ich ihrer habhaft werden könnte, wie mir's früher schon öfter geglückt war. Und von dieser meiner Angewohnheit des Nachts zu wachen, hatte ich auch zuerst meinen dortigen Namen Macumazahn bekommen, der übersetzt werden kann mit: „er, der mit einem offenen Auge schläft“. So nahm ich meine Flinte und stand auf, um zu gehen. Aber er rief mich zurück, küßte mich auf die Stirn und sagte: „Gott segne dich, Allan. Ich hoffe, daß du manchmal an deinen alten Vater denken und

daß du ein gutes und glückliches Leben führen wirst.“

Ich entsinne mich, daß mir sein Ton damals nicht sehr gefiel, aber ich schrieb ihn einem Anfall schwermütiger Laune zu, der er im Laufe der Jahre mehr und mehr unterworfen war. Ich ging zum Kraal hinab und wachte bis eine Stunde vor Sonnenaufgang, dann kehrte ich, da sich keine Diebe blicken ließen, zur Station zurück. Als ich nahe heran kam, wunderte ich mich, eine Gestalt in meines Vaters Lehnstuhl sitzen zu sehen. Zuerst dachte ich, es müßte ein betrunkenener Kaffer sein, und dann, daß mein Vater vielleicht dort eingeschlafen wäre. Und das war er auch in der That, denn er war tot!





2. Kapitel.

Als ich meinen Vater begraben und seinen Nachfolger installiert gesehen hatte — denn die Station gehörte der Missions-Gesellschaft — machte ich mich daran, einen Plan zur Ausführung zu bringen, den ich schon lange ins Auge gefaßt hatte, der aber bis dahin unausführbar war, weil er eine Trennung von meinem Vater bedingt hätte. Kurz gesagt, ich wollte eine Entdeckungsreise durch die Länder, die jetzt als Freistaat und Transvaal bekannt sind, machen und so weit nordwärts, wie ich vermochte, vordringen. Es war ein abenteuerliches Vorhaben, denn wenn gleich die eingewanderten Buren angefangen hatten, in diesen Gegenden Ansiedelungen zu gründen, so waren sie für alle praktischen Zwecke noch unerforscht. Aber ich stand nun allein in der Welt, und es kam nichts darauf an, was aus mir wurde; so beschloß ich, es zu wagen, wurde ich

doch von einer allgewaltigen Abenteuerlust angetrieben, und die ist mir, so alt ich auch bin, noch verblieben und wird vielleicht nochmal die Ursache meines Todes sein.

Demgemäß verkaufte ich verschiedene Sachen und Vorräte, die wir auf der Station hatten, und behielt nur die beiden besten Wagen und zwei Paare Ochsen. Den Ertrag legte ich in solchen Gütern an, die bei Handelsreisen Mode waren, und in Gewehren und Munition. Die Flinten würden jeden modernen Forschungsreisenden zur Heiterkeit anregen; aber so wie sie waren, gelang es mir doch, ein gutes Teil Beute damit zu erlegen. Das eine war eine einläufige Flinte mit glattem Lauf, für Zündhütchen eingerichtet. Wir nannten es ein Rohr. Es schleuderte eine Kugel von drei Unzen im Gewicht und wurde mit einer Handvoll groben schwarzen Pulvers geladen. Manch einen Elefanten habe ich mit diesem Rohr getötet, obgleich es mich jedesmal, wenn ich es abfeuerte, zurückwarf, und ich es infolgedessen ungern benutzte. Die beste von allen war wohl eine doppelläufige Flinte Nr. 12, aber sie hatte französische Schlösser. Auch einige alte Wald-

büchsen waren da, die vielleicht oder auch nicht ungefähr 70 Ellen weit trafen. Ich nahm sechs Kaffern mit mir, und drei gute Pferde, von denen gesagt wurde, sie wären gesalzen — das heißt, gegen Krankheit gefeit.

Unter den Kaffern war ein alter Mann

Namens Indaba-Zimbi, was übersetzt „eiserne Zunge“ bedeutet. Ich vermute, er bekam den Namen wegen seiner durchdringenden Stimme und unerschöpflichen Beredsamkeit. Dieser Mann war in seiner Weise eine bedeutsame



Persönlichkeit. Er war ein berühmter Zauberer bei einem benachbarten Volksstamme gewesen und kam durch folgende Umstände zur Station, die vielleicht erwähnenswert sind, da er eine wichtige Rolle bei dieser Geschichte spielt. Zwei Jahre vor meines Vaters Tode hatte ich Ge-

legenheit, die ganze Gegend nach einigen verlorenen Ochsen zu durchsuchen. Nach langem und erfolglosem Forschen kam mir der Gedanke, ich könnte vielleicht an dem Orte, wo die Ochsen von einem Häuptlinge großgezogen worden waren, Nachfrage halten. Ich habe den Namen des Mannes vergessen, aber sein Kraal lag ungefähr fünfzig englische Meilen von der Station entfernt. Der Häuptling bewirtete mich auf das beste, und am nächsten Morgen wollte ich ihm, ehe ich aufbrach, meine Ehrerbietung bezeugen. Ich war nicht wenig überrascht, einige Hundert Männer und Frauen um ihn versammelt zu finden, und alle beobachteten ängstlich den Himmel, an dem sich die Gewitterwolken in bedrohlicher Weise aufstürmten.

„Du thätest besser zu warten, weißer Mann,“ sagte der Häuptling, „um die Regendoctoren den Blitz bekämpfen zu sehen.“

Ich fragte, was er meinte, und erfuhr, daß dieser Mann, Indaba-Zimbi, den Posten eines Haupt-Zauberers bei dem Stamme eingenommen hatte, obgleich er kein Abkömmling desselben war, da er in dem Lande, das jetzt als Sululand be-

kannt ist, geboren war. Aber ein Sohn des Häuptlings, ein Mann von ungefähr dreißig Jahren, war neuerdings als Rivale mit übernatürlichen Kräften aufgetreten. Das erregte Indaba-Zimbi über die Maßen, und ein Kampf entbrannte zwischen den beiden Zauberern, der schließlich zu einer Forderung führte, daß sie beim Blitzen ihre Kräfte erproben wollten. Folgende Bedingungen waren aufgestellt: Die Rivalen mußten das Kommen eines schweren Gewitters abwarten, ein gewöhnliches würde nicht genügen. Dann mußten sie, jeder ein Assagai in der Hand, sich fünfzig Schritte voneinander entfernt aufstellen, und zwar auf einem Stück Land, wo, wie man beobachtet hatte, die Blitze fortdauernd herniederfuhren; und durch Ausübung ihrer geheimen Kräfte und Beschwörungen der Blitze sollte jeder den Tod von sich fern zu halten und dem andern zuzufügen versuchen. Die Bedingungen dieses sonderbaren Wettstreites waren schon vor einem Monat vereinbart, aber kein der Sache würdiger Gewittersturm hatte sich zeigen wollen. Nun glaubten die lokalen Wetterpropheten, es würde sich einer zusammenbrauen. Ich fragte,

was dann geschähe, wenn keiner von den beiden Männern erschlagen würde, und erfuhr, daß sie dann auf das nächste Gewitter warten mußten.

Wenn sie jedoch zum zweitenmal der Gefahr entgingen, dann sollten sie für gleich mächtig gelten und von dem Stamme bei wichtigen Gelegenheiten gleichzeitig um Rat gefragt werden. — Die Aussicht, bei einem so ungewöhnlichen Anblick Zuschauer zu sein, überwog meinen Wunsch zu gehen, und ich nahm des Häuptlings Einladung, den Streit zu beobachten, an. Noch vor Mittag bedauerte ich es, denn obgleich der westliche Himmel dunkler und dunkler wurde und die regungslose Luft das Nahen eines Sturmes verkündete, so kam er doch nicht. Um vier Uhr schien es wirklich, als ob er bald losbrechen mußte. „Beim Sonnenuntergang“, sagte der Häuptling, und in Gemeinschaft mit der ganzen Versammlung begab ich mich auf den Schauplatz des Kampfes. Der Kraal war auf der Spitze eines Hügelns erbaut und unter ihm senkte sich das Land ganz allmählich dem Ufer eines Flusses zu, der ungefähr eine halbe englische Meile entfernt war. Diesseits des Ufers war



das Stück Land, von dem die Eingeborenen sagten, daß es „vom Blitze geliebt“ würde. Hier saßen die Zauberer Posto, während sich die Zuschauer auf der Hügelseite ungefähr zweihundert Schritt weit weg gruppierten, was nach meinem Dafürhalten eigentlich zu nahe war, um angenehm zu sein. Als wir eine Weile dort gefessen hatten, überkam mich die Neugierde, und ich erbat vom Häuptling die Erlaubnis, die Arena zu inspizieren. Er sagte, ich möchte es auf meine eigene Gefahr hin thun. Ich sagte ihm, daß das Feuer von oben weißen Männern nichts thäte, und ging und fand, daß die Fläche aus Eisenerz bestand, das nur dünn mit Gras bedeckt war, was natürlich

den Grund für das Anziehen der Blitze gab, wenn die Gewitter den Flußlauf entlang zogen. An jedem Ende von dieser Eisenstein-Arena saß einer der Kämpfer, Indaba Zimbi blickte nach Osten, und sein Gegner nach Westen, und vor jedem brannte ein kleines Feuer, das aus wohlriechenden Wurzeln gemacht war. Zum Ueberfluß waren sie auch noch mit all den Zeichen ihres Gewerbes ausgestattet: Schlangenhäute, Fischschuppen, und ich weiß nicht was sonst noch, und um ihre Hälse hingen Ketten, die aus Bavianzähnen und Knochen von Menschenhänden gemacht waren. Erst ging ich nach dem westlichen Ende, wo des Häuptlings Sohn stand. Er zeigte mit seinem Affagai auf den näherkommenden Sturm und rief ihn mit sehr erregter Stimme an.

„Komm, Feuer, und verzehre Indaba-Zimbi!
Höre mich, Sturm-Teufel, und lecke Indaba-Zimbi mit deiner roten Zunge!

Speie auf ihn mit deinem Regen!

Wirble ihn weg mit deinem Atem!

Mache ihn zu nichte — schmilz das Mark in seinen Knochen!

Dringe bis in sein Herz und verbrenne die Lügen darin!

Zeige allem Volke, wer der wahre Zauberer ist!

Laß mich nicht zu Schanden werden vor den Augen dieses weisen Mannes!“

So sprach er, oder vielmehr so sang er und rieb die ganze Zeit seine breite Brust — denn er war ein sehr stattlicher Mann — mit einer schmutzig aussehenden Mischung von Medizin.

Nach einem Weilchen wurde ich des Gesanges überdrüssig und ging über den Eisenstein hin nach dem Fleck, wo Indaba-Zimbi bei seinem Feuer saß. Er sang überhaupt nicht, aber seine Verrichtungen machten viel mehr Eindruck. Er starrte unverwandt nach dem östlichen Himmel, der vollständig wolkenlos war, und winkte ihm ab und zu mit dem Finger. Dann wandte er sich um und zeigte mit der Spitze seines Assagais auf seinen Gegner. Eine Zeit lang sah ich ihm schweigend zu. Er war ein seltsam welker Mann, scheinbar über fünfzig Jahre alt, und hatte dünne Hände, die aber wie aus Eisen zu sein schienen. Seine Nase war viel schärfer, als sie sonst bei diesen Rassen vorkommt, und er hatte eine drollige

Angewohnheit, den Kopf, wenn er sprach, schräg zu halten, gerade wie ein Vogel, und das gab ihm im Vereine mit der übermütigen Laune, die in seinem Auge versteckt saß, ein höchst komisches Aussehen.

Ein weiteres seltsames Ding war, daß er eine einzige Locke aus weißem Haar zwischen seiner schwarzen Wolle hatte. Endlich sprach ich zu ihm:

„Indaba-Zimbi, mein Freund,“ sagte ich, „du magst ein tüchtiger Zauberer sein, aber du bist sicherlich ein Narr. 's ist nichts nütze, dem blauen Himmel zuzuwinken, während dein Feind den Sturm in Trab setzt.“

„Du magst sehr klug sein, aber glaube ja nicht, daß du alles verstehst, weißer Mann,“ antwortete der alte Geselle mit hoher krähender Stimme und mit einem Grinsen.

„Sie nennen dich eiserne Zunge,“ fuhr ich fort; „du solltest sie lieber rühren, oder der Sturm-Teufel wird dich nicht hören.“

„Das Feuer von oben läuft am Eisen herunter, drum halte ich meine Zunge lieber stille. Ach, laß ihn nur beschwören, ich werde ihn gleich aus dem Text bringen. Sieh nur, weißer Mann.“

Ich blickte hin, und am östlichen Himmel entstand eine Wolke. Erst war sie klein, aber tief-schwarz, und sie wuchs mit ungeheurer Geschwindigkeit. Das war merkwürdig genug, aber ich hatte ähnliches schon früher sich ereignen sehen, so setzte es mich nicht gar zu sehr in Erstaunen. Es ist in Afrika durchaus nichts Ungewöhnliches, daß zwei Gewitter zu gleicher Zeit von verschiedenen Himmelsgegenden heranziehen.

„Halte dich ein bißchen dazu, Indaba-Zimbi,“ sagte ich, „der große Sturm kommt geschwind heran und wird dann bald dein Baby verschlingen,“ und ich zeigte nach Westen.

„Babies wachsen manchmal zu Riesen heran, weißer Mann,“ sagte Indaba-Zimbi, indem er fortdauernd eifrig winkte. „Sieh jetzt auf mein Wolfenkind.“

Ich sah hin; das östliche Gewitter dehnte sich von der Erde weit über den Himmel aus und glich in der Form einem riesigen Manne. Da war sein Kopf, seine Schultern, seine Beine; ja, er sah aus wie ein mächtiger Riese, der über den Himmel wanderte. Das Licht der untergehenden Sonne brach unter dem Saume der westlichen

Sturmwolken hervor und schoß mit leuchtendem Glanze über den Zwischenraum, und indem es auf die heranrückende Gestalt fiel, hüllte es deren Mitte in zauberhaften, über alle Beschreibung schönen Farbenschimmer; aber unter und über diesem Strahlengürtel waren seine Füße und sein Kopf so schwarz wie Jet. In dem Augenblicke, als ich hinsah, fuhr ein greller Blitzstrahl aus dem Haupte der Wolke; er umzingelte dasselbe wie mit einer Krone von lebendigem Feuer und verschwand.

„Aha,“ kicherte der alte Indaba-Zimbi, „mein kleiner Junge setzt seinen Mannesring auf,“ und er tippte an den grünen Ring auf seinem eigenen Kopfe, den die Eingeborenen erwerben, wenn sie ein gewisses Alter, eine gewisse Würde erreichen. „Nun, weißer Mann, wenn du nicht ein größerer Zauberer bist, als wir alle beide, dann thätest du besser weg zu gehen, denn der Feuerkampf wird sogleich beginnen.“

Ich hielt das für einen guten Rat.

„Viel gutes Glück sei mit dir, mein schwarzer Onkel,“ sagte ich. „Und ich hoffe, die Sünde eines nutzlos verbrachten Lebens lastet zuguterlezt nicht auf dir.“

„Du Sorge nur für dich selbst, und denk an deine eigenen Sünden, junger Mann,“ antwortete er mit einem grimmigen Lächeln und nahm eine Prise Schnupftabak; und gerade in dem Augenblicke fuhr, aus welcher Wolke, weiß ich nicht, ein Blitzstrahl ungefähr 30 Schritte von mir entfernt in den Boden. Das war genug für mich, ich nahm die Beine unter die Arme und hörte nur noch des alten Indaba-Zimbi trockenes und vergnügtes Richern.

Ich erkletterte den Hügel, bis ich zu dem Fleck kam, wo der Häuptling mit seinen Indunas war, und setzte mich neben ihn. Ich blickte in des Mannes Gesicht und sah, daß er um seines Sohnes Sicherheit aufs äußerste besorgt war, und keineswegs auf seine Kraft vertraute, die ihn befähigte, dem Zauber Indaba-Zimbis zu widerstehen. Er sprach mit leiser Stimme zu dem Induna, der ihm zunächst saß. Ich that so, als ob ich nicht hinhörte und alle meine Aufmerksamkeit der neuen Scene vor mir widmete; aber zu jenen Zeiten hatte ich sehr scharfe Ohren und verfolgte den Gang der Unterhaltung.

„Höre!“ sagte der Häuptling, „wenn der

Zauber von Indaba-Zimbi über meinen Sohn den Sieg davonträgt, so will ich ihn nicht mehr länger dulden. Ich bin fest überzeugt, wenn er meinen Sohn erschlagen hat, so wird er mich auch töten, und wird sich an meiner Stelle zum Häuptling machen. Ich fürchte Indaba-Zimbi. Oh!"

„Häuptling,“ antwortete der Induna, „Hexenmeister sterben, wie Hunde sterben, und wenn die Hunde erst einmal tot sind, dann bellen sie auch nicht mehr.“

„Und erst einmal tot,“ sagte der Häuptling, „dann können die Zauberer auch nicht mehr zaubern,“ und er bog sich nieder und flüsterte in des Induna Ohr und blickte auf den Assagai in seiner Hand.

„Gut, mein Vater, gut!“ sagte der Induna sofort. „Es soll heute nacht geschehen, wenn der Blitz es nicht zuvor besorgt.“

„Eine schlechte Aussicht für den alten Indaba-Zimbi,“ sagte ich zu mir selbst. „Sie haben die Absicht, ihn zu töten.“ Dann dachte ich eine Zeit lang nicht weiter daran, die Scene vor mir war zu furchtbar.

Die beiden Gewitter fuhren heftig aufeinander los. Zwischen beiden war ein Streifen blauen Himmels, und von Zeit zu Zeit glühte ein blendender Strahl auf und sprang von Wolke zu Wolke über. Ich entsinne mich, daß sie mich an den heidnischen Jupiter und seine Donnerkeile erinnerten. Das Gewitter, das wie ein Riese geformt und von dem Glanze der untergehenden Sonne umgürtet war, würde einen vortrefflichen Jupiter ausgemacht haben, und ich bin überzeugt, daß die Blitze, die aus ihm hervorzuckten, durch gar keine anderen, selbst nicht in mythologischen Zeiten, übertroffen werden konnten. Seltsamerweise waren die Blitze bisher noch von keinem Donnerschlage gefolgt. Eine todesähnliche Stille lagerte sich auf dem Platze, das Vieh stand schweigsam auf der Hügelseite, und selbst die Eingeborenen waren vor Ehrfurcht stumm. Dunkle Schatten krochen an den Hügeln entlang, der Fluß zur Rechten und Linken war durch Wolken verhüllt, aber vor uns und hinter den Kämpfenden leuchtete es gerade unter dem engen Stück offenen Himmels wie ein silberner Streifen. Nun war der westliche Himmel über und über durch

Linien von unerträglicher Helle durchzuckt, während das tintenschwarze Haupt des Wolkenriesen im Osten immer von einem weißen und rötlichen Glanz überflutet wurde, der wie Pulsschläge kam und ging, als ob flammendes Blut von dem Herzen des Sturmes hineingetrieben würde.

Das Schweigen wurde tiefer und tiefer, die Schatten schwärzer und schwärzer, und dann plötzlich fing die ganze Natur unter einem eisigen Winde zu stöhnen an. Der Sturm brauste heran, die glatte Oberfläche des Flusses wurde zu kleinen Wellen gekräuselt, das hohe Gras bog sich tief unter seiner Wucht, und gleichzeitig kam der zischende Ton heftigen Regens. Ah! Die Gewitter waren aneinander geraten. Aus jedem brach ein schreckliches, blendendes Licht hervor, und nun schwankte der Hügel, auf dem wir saßen, unter dem Lärm des folgenden Donners. Das Licht verschwand vom Himmel und Dunkelheit fiel über das Land, aber nicht für lange. Jetzt wurde die ganze Landschaft durch Blitze sichtbar, sie erschien und verschwand; in dem einen Augenblick war auf meilenweite Entfernung alles erkennbar; und im nächsten versanken selbst die

Leute an meiner Seite in Dunkelheit. Der Donner rollte und frachte und dröhnte wie die Trompete des jüngsten Gerichts, Wirbelwinde fuhren herum und schleuderten Staub und selbst Steine hoch in die Luft, und in leisem, anhaltendem Grundtone ertönte das Säusen des herabrauschenden Regens.

Ich hielt meine Hand vor die Augen, um sie vor dem schrecklichen Blenden zu schützen, und sah darunter hinweg auf den Streifen Eisenstein. Da Blitz auf Blitz folgte, so sah ich dann und wann die beiden Zauberer. Sie rückten langsam gegen einander vor, und jeder zeigte mit dem Affagai in seiner Hand auf den Feind. Ich konnte jede ihrer Bewegungen gewahren, und mir schien es, daß die unaufhörlichen Blitze fortdauernd in den Eisenstein um sie herum herniederfuhren. Plötzlich schwiegen Donner und Blitz für eine Minute, und alles wurde bis auf den Regen totenstill.

„'s ist vorbei, in einer oder der anderen Weise, Häuptling,“ rief ich in die Dunkelheit hinaus.

„Warte, weißer Mann, warte,“ antwortete derselbe mit einer Stimme, die von Angst und Furcht gepreßt klang.

Raum waren die Worte aus seinem Munde, als die Himmel wieder erleuchtet wurden, bis sie buchstäblich zu flammen schienen. Da standen die Männer, nicht vier Schritte voneinander entfernt. Ein großer Blitzstrahl fuhr zwischen ihnen hernieder, und ich sah sie unter dem Schlage schwankeu. Indaba-Zimbi erholte sich zuerst — auf jeden Fall stand er, als der nächste Strahl herniederzuckte, kerzengrade da und zeigte mit der Spitze seines Affagais auf seinen Feind. Der Sohn des Häuptlings war noch auf den Beinen, aber er taumelte wie ein Betrunkener hin und her, und der Affagai war seiner Hand entfallen.

Dunkelheit, und dann wieder ein Strahl, noch schrecklicher, wenn das möglich war, wie irgend einer der vorhergehenden. Mir schien er von Osten herzukommen, gerade über Indaba-Zimbis Haupte. Im nächsten Augenblicke sah ich des Häuptlings Sohn über und über von diesem Blitzstrahl umhüllt. Dann dröhnte der Donner und der Regen stürzte wie ein Strom über uns, so daß ich nichts mehr sah.

Das Schlimmste des Sturmes war vorbei, aber eine Zeit lang war die Dunkelheit so in-



tenfiv, daß wir uns nicht bewegen konnten, und ich war auch in der That wenig geneigt, die Sicherheit der Hügelseite, wo niemals Blitze einschlugen, aufzugeben und mich hinunter auf den Eisenstein zu wagen. Dann und wann zuckten noch einige Blitze, aber so viel wir auch auspähen mochten, wir sahen keine Spur von einem Zauberer. Ich für mein Teil glaubte, daß beide tot wären. Nun rollten die Wolken langsam fort, längs des Flußlaufes, und mit ihnen zog der Regen; und dann erwachten die Sterne und schienen auf uns herab. „Laßt uns gehen und nachsehen,“ sagte der alte Häuptling, indem er sich erhob und das Wasser aus seinem Haar schüttelte. „Der Feuerkampf ist beendet; laßt uns gehen und sehen, wer gesiegt hat.“

Ich erhob mich und folgte ihm, und dabei triefte ich, als ob ich hundert Jahre mit all meinen Sachen auf dem Leibe geschwommen hätte, und nach mir kamen alle die Leute des Kraals. Wir erreichten den Fleck; und selbst bei dieser Beleuchtung konnte ich sehen, wo der Eisenstein von den Blitzstrahlen zersprengt und geschmolzen war. Während ich mich umblickte,

hörte ich plötzlich den Häuptling, der zu meiner rechten Seite stand, laut aufstöhnen und sah das Volk sich um ihn scharen. Ich trat hinzu, um zu sehen, was los war.

Da auf der Erde lag der Leichnam seines Sohnes. Es war ein schrecklicher Anblick. Sein Haar war vom Kopfe heruntergesengt, die Kupferringe an seinen Armen waren geschmolzen, der Griff des Affagai, der in der Nähe lag, war buchstäblich zu Fäden zersplittert, und als ich seinen Arm ergriff, schien mir jeder Knochen darin zerbrochen.

Die Männer mit dem Häuptling blickten stumm darauf hin, während die Frauen wehklagten.

„Groß ist die Zauberkrast des Indaba-Zimbi,“ sagte endlich ein Mann. Der Häuptling wandte sich um und versetzte ihm mit dem Kerrie in seiner Hand einen heftigen Schlag.

„Groß oder nicht, du Hund, er soll sterben,“ schrie er; „und das sollst du auch, wenn du sein Lob so laut verkündest.“

Ich sagte nichts, aber da ich es für wahrscheinlich hielt, daß Indaba-Zimbi das Los seines Feindes geteilt hatte, so ging ich, nach ihm zu



suchen. Aber ich konnte nichts von ihm sehen, und endlich eilte ich, da ich vor Kälte und Nässe zitterte, nach meinem Wagen zurück, um

die Kleider zu wechseln. Als ich ihn erreichte, war ich überrascht, einen fremden Kaffer auf dem Rutscherbock sitzen zu sehen. Der Mann war ganz in eine wollene Decke gehüllt.

„Hallo! komm da herunter,“ sagte ich.

Die Gestalt auf dem Sitze wickelte langsam die Decke auf, und nahm mit großer Bedächtigkeit eine Priese Tabak.

„Das war ein guter Feuerkampf, weißer Mann, nicht?“ sagte Indaba-Zimbi mit seiner hohen krächzenden Stimme. „Aber er hatte nicht die geringste Chance gegen mich, der arme Junge.“

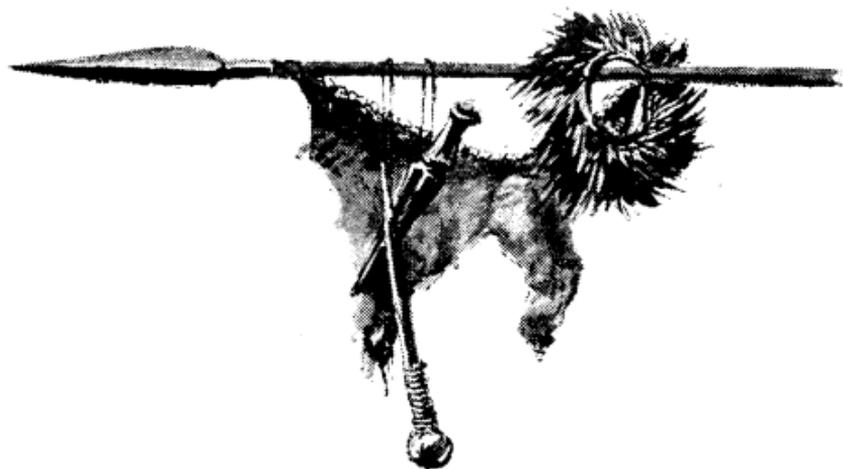
Er verstand nichts davon. Da siehst du, weißer Mann, was bei der Vermessenheit der Jugend herauskommt. 's ist traurig, sehr traurig; aber ich ließ die Blitze springen, nicht wahr?"

„Du alter Schwindler,“ sagte ich, „wenn du nicht vorsichtig bist, dann wirst bald erfahren, was bei Vermessenheit im Alter herauskommt, denn dein Herr ist mit dem Assagai hinter dir her und du wirst deine ganze Zauberkraft nötig haben, um dem noch glücklich zu entkommen.“

„So, ist das wirklich wahr?“ sagte Indaba-Zimbi, indem er höchst geschwind vom Wagen kletterte, „und all das um diese elende Geschichte. Aber ich danke dir, weißer Mann. Ich entlarve ihn, und sie wollen mich töten. Schon gut, ich danke dir für den Wink. Binnen kurzem werden wir uns wiedersehn,“ und wie ein Blitz war er verschwunden und keineswegs zu flink, denn gleich darauf kamen einige Leute an den Wagen heran.

Am folgenden Morgen brach ich nach Hause auf. Das erste Gesicht, das ich bei meiner Ankunft auf der Station sah, war das Indaba-Zimbis.

„Wie geht dir's, Macumazahn?“ sagte er, indem er seinen Kopf auf die Seite legte und seine weiße Locke schüttelte. „Ich höre, daß ihr Christen seid, und ich will eine neue Religion versuchen. Meine muß eine schlechte sein, da mein Volk mich für die Entlarvung eines Betrügers töten will.“





3. Kapitel.

Ich mache weder mir selbst noch jemand anders gegenüber, der vielleicht in späteren Tagen diese Geschichte liest, eine Entschuldigung, daß ich die Art meines Begegnens mit Indaba-Zimbi beschrieben habe; denn erstens ist es seltsam genug, und zweitens hat er seine Hand bei den folgenden Ereignissen im Spiele. Wenn dieser alte Mann ein Schwindler war, dann war er ein sehr kluger. Wie viel Wahrheit in seinen Prätenfionen überirdischer Kräfte enthalten war, steht mir nicht zu, zu entscheiden, obgleich ich meine eigene Ansicht betreffs derselben haben mag.

Aber über den außerordentlichen Einfluß, den er auf die anderen Eingeborenen hatte, ist kein Irrtum möglich. Auch meinen armen Vater brachte er ganz herum. Zuerst verweigerte der alte Herr ihm die Aufnahme auf der Station, denn er hatte eine große Abneigung gegen alle diese Kaffern, Hexenkünstler und Zauberer. Aber Indaba-Zimbi redete ihm vor, daß er begierig wäre, die Wahrheiten des Christentums zu erforschen, und verwickelte ihn in eine Diskussion. Die Streitfrage dauerte zwei Jahre — das heißt, bis zu meines Vaters Tode. Bei dem Abschluß jeder Unterredung pflegte Indaba-Zimbi mit den Worten des Agrippa zu sprechen: „Es fehlt nicht viel, du überredest mich, daß ich ein Christ würde,“ aber er wurde niemals wirklich einer — und, ich bin überzeugt, er hatte auch nie die Absicht, es zu werden. Er war es, an den mein Vater die „Briefe an einen Zweifler unter den Eingeborenen“ richtete. Dieses Werk, das unglücklicherweise Manuskript geblieben ist, ist voll von weisen Reden und gelehrten Beweisen. Es müßte eigentlich zusammen mit des Zweiflers Antworten, die wörtlich sind, veröffentlicht werden.

So dauerte also die Streitfrage immer fort. Wenn mein Vater am Leben geblieben wäre, so würde sie selbst jetzt noch weitergeführt werden, denn die beiden Disputanten waren ganz unermülich. Inzwischen wurde Indaba-Zimbi gestattet, auf der Station zu leben, aber unter der Bedingung, daß er keine Zauberei triebe, denn mein Vater glaubte fest, das wäre eine Teufelslist. Er versprach, es nicht zu thun, aber niemals war ein Ochse verloren gegangen oder ein plötzlicher Tod eingetreten, wo nicht die Betroffenen ihn sofort zu Räte gezogen hätten. Als er ein Jahr bei uns gewesen war, kam eine Deputation von dem Stamme, den er verlassen hatte, denn jetzt war der Häuptling, sein Feind, gestorben. Der alte Indaba-Zimbi hörte ihnen zu, bis sie fertig waren, und währenddem türmte er mit seinen Behen Sand zu einem kleinen Haufen. Dann sprach er und zeigte darauf hin. „So ist euer Stamm heute.“ Darauf hob er den Hacken und trat den Haufen flach. „Und das ist euer Stamm, ehe drei Monde vergangen sind. Nichts bleibt davon übrig. Ihr jagtet mich weg; ich will nichts mehr mit euch zu thun haben;

aber wenn ihr getötet werdet, dann denkt an meine Worte.“

Die Boten gingen. Drei Monate später hörte ich, daß die ganze Gesellschaft durch einen anderen Stamm überfallen und niedergemetzelt worden war. —

Als ich endlich so weit war, meine Entdeckungsreise anzutreten, ging ich zum alten Indaba-Zimbi, um von ihm Abschied zu nehmen, und war im höchsten Grade überrascht, als ich ihn Medizin, Affagais und allerhand andere Sachen einwickeln sah.

„Leb wohl, Indaba-Zimbi,“ sagte ich, „ich ziehe gen Norden.“

„Zawohl, Macumazah,“ antwortete er, den Kopf auf die Seite gelegt; „und ich auch — ich will das Land da sehen. Wir wollen zusammengehn.“

„So, wollen wir?“ sagte ich; „warte doch, bis man dich dazu auffordert, du alter Schwindler.“

„Dann thust du gut, mich aufzufordern, Macumazah, denn wenn du es nicht thust, so wirst du niemals wieder lebend zurückkommen. Jetzt, da der alte Häuptling hingegangen ist,

wo die Stürme herkommen,“ und er winkte nach dem Himmel hin, „falle ich wieder in schlechte Angewohnheiten zurück. So habe ich gerade letzte Nacht die Knochen ausgestreut und über deine Reise alles erforscht, und ich kann dir sagen, wenn du mich nicht mitnimmst, so wirst du sterben, und was schlimmer ist, so wirst du eine verlieren, die dir lieber ist als das Leben. Und nur deshalb, weil du mir vor einigen Jahren den Wink gabst, habe ich mich entschlossen, mit dir zu gehen.“

„Ach, rede doch kein dummes Zeug,“ sagte ich.

„Schon gut, Macumazah, schon gut; aber was geschah meinem eigenen Volke vor sechs Monaten, und was sagte ich den Boten, das passieren würde? Sie trieben mich fort, und sie sind vergangen. Wenn du mich forttreibst, so wirst auch du in kurzer Zeit vergangen sein,“ und er nickte mir mit seiner weißen Locke zu und lächelte.

Nun war ich nicht abergläubischer wie andere Leute, aber, dem sei wie ihm wolle, der alte In-daba-Zimbi machte Eindruck auf mich. Und ich wußte auch, welcher außerordentlichen Einfluß er

auf alle Arten der Eingeborenen hatte, und überlegte, daß er dadurch mir von manchem Nutzen sein könnte.

„Nun, mir ist's recht,“ sagte ich; „dann erkenne ich dich zum Zaubermeister ohne Gehalt bei der Expedition.“

„Erst diene und dann frage um Lohn,“ antwortete er. „Ich freue mich, zu sehen, daß du genug Einbildungskraft hast, um nicht ein vollständiger Narr zu sein wie die meisten weißen Menschen, Macumazahn. Ja, ja, 's ist der Mangel an Einbildungskraft, der die Leute zu Narren macht; sie wollen nicht glauben, was sie nicht verstehen können. Du kannst meine Prophezeiungen ebensowenig begreifen, wie der Narr im Kraal begreifen konnte, daß ich sein Meister beim Gewitter war. Nun gut, es ist die rechte Zeit zu reisen, aber wenn ich du wäre, Macumazahn, so würde ich einen Wagen nehmen, und nicht zwei.“

„Warum?“ sagte ich.

„Weil du deine Wagen verlieren wirst, und es besser ist, einen Wagen zu verlieren als zwei.“

„Ach, Unsinn!“ sagte ich.

„Schon gut, Macumazahn, lebe und lerne.“

Und ohne ein weiteres Wort zu verlieren, ging er auf den vordersten Wagen zu, legte sein Bündel hinein und setzte sich auf den vorderen Sitz.

Ich nahm noch rasch von meinen weißen Freunden Abschied, den alten Schotten inbegriffen, der sich zur Feier des Tages betrunken hatte und Burns citierte, bis ihm die Thränen über die Backen liefen, und dann brach ich auf und reiste langsam gen Norden. In den ersten drei Wochen ereignete sich nichts Besonderes. Die Kaffern, mit denen wir in Berührung kamen, waren freundlich gesinnt, und Wild gab es in Hülle und Fülle. Kein Mensch, der jetzt in diesen Teilen Afrikas lebt, hat nur die entfernteste Idee, wie es vor nur dreißig Jahren dort war. Wie oft bin ich zitternd auf meinen Wagensitz geklettert, gerade wenn die Sonne aufging und hervorlugte. — Erst sah man nichts als ein weites Feld von weißem Nebel, das nach Osten zu von einem flimmernden goldenen Schein überflutet wurde, durch den die Spitzen der steinigen Kuppen wie riesige Warnungszeichen emporragten. Durch den dichten Nebel drangen dann seltsame Töne —

Schnauben, Grunzen, Gebrüll, und der Donner von zahllosen Hufen.

Dann wurde dieser große Vorhang dünner, und endlich zerschmolz er ganz, wie der Rauch einer Pfeife in der Luft zergeht, und auf Meilen hinaus sah man das weite wellige Land, dann und wann von Gebüschern unterbrochen, sich dem Auge darbieten. Aber es war nicht herrenlos, wie heutzutage, denn so weit das Auge reichte, war es schwarz von Wild. Hier zur Rechten mochte eine Herde Wilderbeeste oder Gnus sein, die nicht weniger als fünftausend zählen konnte. Einige grasten, andere sprangen herum und fuchtelten mit ihren weißen Schwänzen in der Luft, während überall die alten Bullen auf kleinen Hügeln standen und bei der Brise argwöhnisch schnüffelten. — Da geradeaus, vielleicht tausend Schritte weit, obgleich es dem ungeübten Auge wegen der wunderbaren Klarheit der Atmosphäre viel näher erschien, war eine große Herde Springböcke, die in einer einzigen Reihe zogen. Ah, sie sind an die Wagenspur gelangt, und der Anblick gefällt ihnen nicht. Was werden sie thun? — zurückgehen? Kein Gedanke daran. Sie ist

ziemlich dreißig Fuß weit, aber was will das für einen Springbock besagen. Seht, der erste in der Reihe springt wie ein Ball in die Luft. Wie wundervoll der Sonnenschein auf seinem goldigen Felle gleißt! Er hat's erreicht und die anderen thun's ihm nach in zahlloser Folge, alle mit Ausnahme der jungen Tiere, die noch nicht so weit springen können und die mit einem ängstlichen „Bäh“ über den zweifelhaften Pfad klettern. — Was ist denn das dort drüben? Es bewegt sich über den Spitzen der Mimosen in der kleinen Einsenkung am Fuße der Kuppe. Giraffen, wahrhaftig, drei an der Zahl; da giebt's heute zum Abendessen Markknochen! Horch, der Erdboden hinter uns erzittert, und über den Rand der Erhöhung jagt eine große Herde Bläßböcke heran. Sie stürmen in vollem Galopp herbei; die langen Köpfe zur Erde gesenkt, sehen sie wie härtige Ziegen aus. Ich dachte mir's doch — hinter ihnen ist eine Rotte wilder Hunde, das Fell beschmutzt, die Zungen heraushängend. Sie lärmen, so laut sie können; die Giraffen hören sie und um die Bergkuppe wogend, wie Schiffe bei schwerem See-gang, sind sie verschwunden. Nun, da giebt's zuletzt

also doch keine Markknochen. — Seht! die vordersten Hunde sind dicht an einen Bock heran. Er ist weit gelaufen und abgehekt. Einer springt ihm nach der Flanke und verfehlt ihn. Der Bock stöhnt auf, blickt sich wild um und sieht den Wagen. Er scheint einen Augenblick zu zögern, dann springt er voller Verzweiflung drauf los und fällt erschöpft zwischen die Ochsen. Die Hunde ziehen sich keuchend und knurrend ungefähr dreißig Schritt zurück. Nun, Junge, die Flinte, — nein, nicht die Büchse, die Jagdflinte mit Bleistücken geladen. Bum! bum! — Da, meine Freunde, zwei von euch werden nie wieder Böcke jagen. Nein, rühr den Bock nicht an, er ist zu uns gekommen, um Schutz zu suchen, und den soll er haben. — Oh! wie schön ist die Natur, ehe der Mensch kommt, um sie zu verderben!

Solch einen Anblick wie diesen habe ich viele hundert Male gehabt, und ich hoffe, ihn nochmals zu haben, ehe ich sterbe.

Das erste wirkliche Abenteuer, das ich auf dieser merkwürdigen Reise hatte, war mit Elefanten, und ich will es wegen seines seltsamen Ausgangs

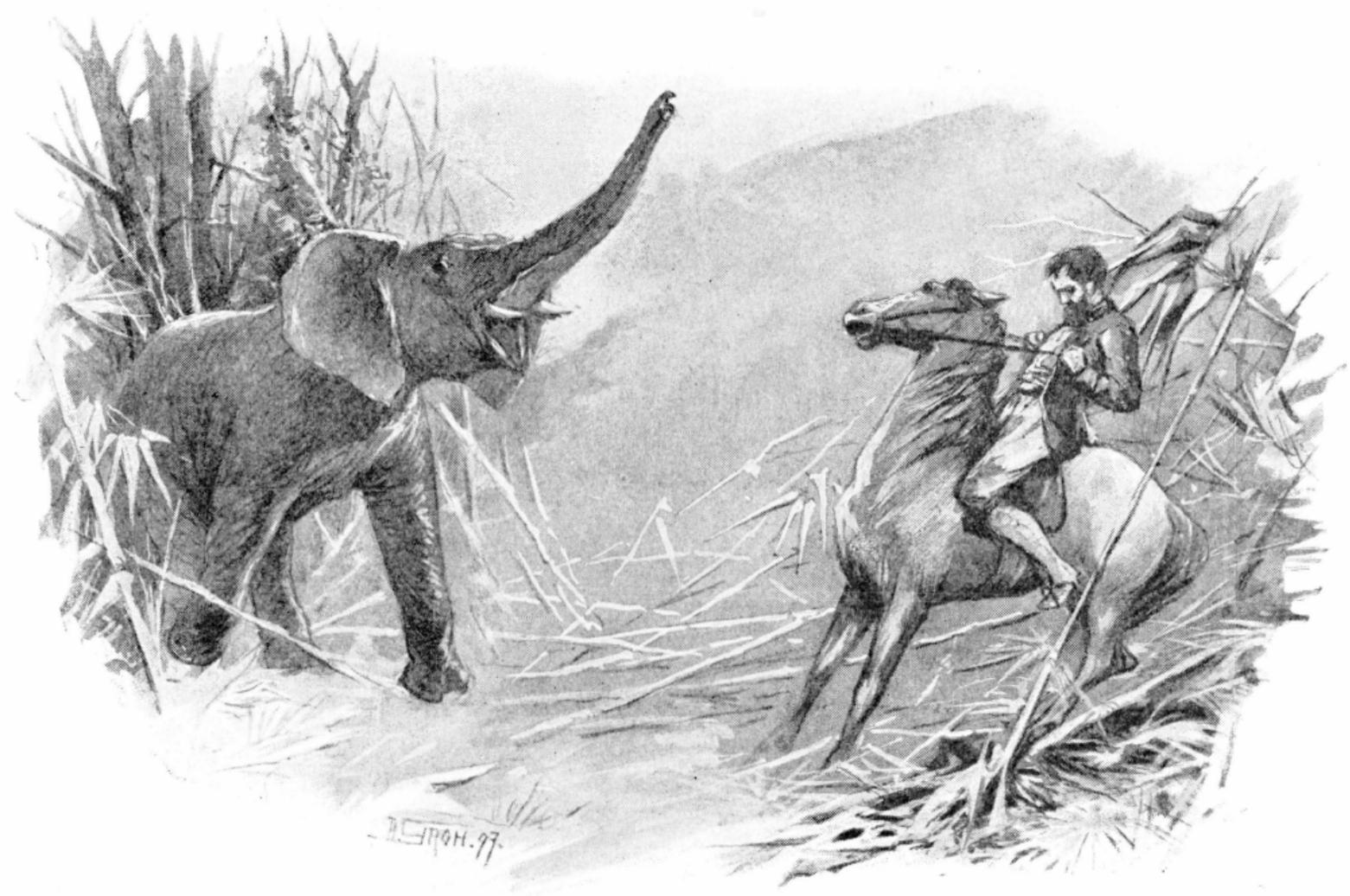
erzählen. Gerade ehe wir den Orange-Fluß kreuzten, kamen wir an einen Strich Waldland, der so einige 20 englische Meilen breit war. In der Nacht, nachdem wir den Wald erreicht hatten, kampierten wir in einer lieblichen Lichtung. Wenige Schritte vom Lager wuchs Tambonki-Gras bis zu Manneshöhe, oder vielmehr es war da gewesen, denn jetzt war mit Ausnahme einiger Stengel alles flach getreten. Es war schon dämmerig, als wir unser Lager aufschlugen, aber nachdem der Mond aufgegangen war, verließ ich das Feuer, um zu sehen, wie sich das zugetragen haben mochte. Ein Blick genügte für mich; eine große Herde Elefanten war augenscheinlich vor wenigen Stunden über das hohe Gras gegangen. Der Anblick ihrer Spur freute mich unendlich, denn wenngleich ich schon wilde Elefanten gesehen hatte, so hatte ich zu jener Zeit noch niemals einen geschossen. Außerdem ist der Anblick einer Elefantenspur für den afrikanischen Jäger dasselbe, was „Färbung im Schmelztiegel“ für den Goldsucher ist. Vom Elfenbein lebt er, und solches zu gewinnen und damit zu handeln, ist das Hauptziel seines Lebens. Mein Entschluß war bald gefaßt. Ich wollte die Wagen

eine Zeit lang im Walde lagern lassen und zu Pferde den Elefanten folgen.

Ich theilte meinen Entschluß Indaba-Zimbi und den anderen Kaffern mit. Die letzteren waren nicht abgeneigt, denn der Kaffer liebt die Jagd, sie bedeutet ja reichlich Fleisch zum Essen und angenehme Beschäftigung, aber Indaba-Zimbi wollte seine Meinung nicht kundthun. Ich sah, wie er sich zu einem kleinen Feuer zurückzog, das er für sich allein angezündet hatte, und sich mit ganz geheimnisvollen Verrichtungen mit Knochen und Erde, die mit Asche gemischt wurde, beschäftigte, natürlich von den Kaffern mit dem größten Interesse beobachtet. Endlich erhob er sich, und indem er auf mich zukam, sagte er, es wäre alles in Ordnung, und ich thäte recht daran, die Elefanten zu jagen, da ich eine Menge Elfenbein gewinnen würde; aber er riet mir, zu Fuße zu gehen. Ich sagte, ich dächte gar nicht daran, sondern wollte reiten. Jetzt bin ich flüger; das war das erste und letzte Mal, daß ich je versucht habe, Elefanten zu Pferde zu jagen.

Demgemäß brachen wir beim Morgengrauen auf, ich, Indaba-Zimbi und drei Leute; die

übrigen ließ ich bei den Wagen. Ich war zu Pferde, und ebenso mein Treiber, ein guter Reiter und für einen Kaffern ein geschickter Schütze, aber Indaba-Zimbi und die anderen gingen zu Fuße. Vom Morgengrauen bis Mittag folgten wir den Spuren der Herde, die so klar wie eine Chaussee vor uns lag. Dann sattelten wir ab, ließen die Pferde fressen und sich ausruhen, und zogen um drei Uhr wieder los. Wieder verging ungefähr eine Stunde, und immer noch war nichts von Elefanten zu sehen. Augenscheinlich war die Herde schnell und weit gezogen, und ich fing an zu denken, daß wir es aufgeben mußten, als ich plötzlich eine braune Masse wahrte, die sich durch die Dornenbäume an dem Abhange eines Hügels ungefähr eine Viertelmeile von uns entfernt bewegte. Mein Herz schien mir bis in den Mund zu schlagen. Wo ist der Jäger, dem es nicht beim ersten Anblick eines Elefanten ebenso gegangen ist? Ich rief Halt, und dann machten wir uns, da der Wind günstig war, daran, den Bullen zu verfolgen. Sehr leise ritt ich den Hügel hinab, bis wir an seinen Fuß kamen, der dicht mit Gesträuch bewachsen war. Hier



sah ich, daß die Elefanten gefressen hatten, denn zerbrochene Zweige und umgestürzte Bäume lagen rings umher. Ich gab aber nicht sonderlich acht darauf, denn all meine Gedanken galten dem Bullen, den ich verfolgte. Plötzlich machte mein Pferd einen Sprung und warf mich beinahe aus dem Sattel, während ein mächtiges Krauschen sich hören ließ und etwas sich vor mir erhob. Ich blickte auf, da war der hintere Teil eines zweiten Elefanten-Bullen nicht vier Schritte von mir entfernt. Ich konnte gerade noch seine ausgestreckten Ohren zu beiden Seiten des Körpers gewahren. Natürlicherweise wäre das Klügste gewesen, ihn laufen zu lassen, aber ich war in jenen Jahren dumm und thöricht und hob mein Rohr oder Elefantensflinte und feuerte über meines Pferdes Kopf hinweg auf das große Untier. Der Rückstoß der Flinte schleuderte mich beinahe vom Pferde. Ich erholte mich jedoch, und währenddem sah ich den Bullen vorwärts stapfen, denn das Eindringen einer drei Unzen schweren Kugel in die Flanken wird selbst die Bewegungen eines Elefanten beschleunigen. Inzwischen war mir die Thorheit meines Schusses klar geworden, und ich

hoffte inbrünstig, der Elefant möchte keine weitere Notiz davon nehmen. Aber er hatte eine andere Ansicht von der Sache. Er schlug verschiedentlich mit den Beinen aus und dann wandte er sich um und kam mit ausgestreckten Ohren und erhobenem Rüssel auf mich zu und brüllte ganz fürchterlich. Ich war vollständig wehrlos, denn meine Flinte war leer und mein erster Gedanke galt der Flucht. Ich drückte meine Sporen tief in die Weichen meines Pferdes, aber es rührte sich keinen Zoll breit. Das arme Tier war vor Schrecken gelähmt und stand still mit weitausgestreckten Vorderbeinen und zitterte wie Espenlaub.

Der Elefant stürzte auf uns zu, entsetzlich anzusehen; ich machte noch einen vergeblichen Versuch, das Pferd anzuspornen. Nun schwebte der Rüssel des großen Bullen über meinem Kopfe. Ein Gedanke zuckte durch mein Hirn und schnell wie der Blitz rutschte ich aus dem Sattel. Neben dem Pferde lag ein umgefallener Baum, so dick wie ein Mann ungefähr. Der Baumstamm war ein wenig vom Erdboden entfernt, durch die abgebrochenen Zweige, die seine Last trugen, und mit einer einzigen Bewegung, so flink ist man, wenn



Not an Mann kommt, schwang ich mich unter denselben.

Als ich es that, hörte ich den Rüssel des Elefanten mit einem mächtigen Krach auf den Rücken meines armen Pferdes fallen, und im nächsten Augenblick war ich beinahe von Finsterniß umgeben, denn das Pferd, dessen Rückgrat gebrochen war, fiel quer über den Baum, unter dem ich mich versteckt hatte. Aber es blieb nicht lange da liegen. In zehn weiteren Sekunden hatte der Bulle seinen Rüssel um meines Kleppers Hals geschlungen und schleuderte ihn mit einer mächtigen Anstrengung von dem Baume fort. Ich rutschte soweit als ich konnte zurück nach den Wurzeln des Baumes zu, denn ich wußte, was er vorhatte. Und schon sah ich die rote Spitze seines Rüssels sich nach mir ausstrecken. Wenn es ihm gelang, ihn um irgend einen Teil meines Körpers zu haften, dann war ich verloren. Aber bei der Stellung, die ich einnahm, war ihm das gerade unmöglich, obgleich er niederkniete, um sich das Geschäft zu erleichtern. Wieder kam die schnappende Spitze, wie das weit offene Maul einer Schlange; sie schloß sich über meinem Hute,

und er verschwand. Nochmals wurde der Rüssel hinabgesenkt und ein Wutschrei erklang daraus, vier Zoll von meinem Kopfe entfernt. Nun schien er sich noch zu verlängern. O Himmel, nun hatte er mich beim Haar, das, zum Glück für mich, nicht sehr lang war. Dann war ich an der Reihe, zu schreien, denn im nächsten Augenblick wurde ein halber Quadratzoll Haare von meinem Skalp mit den Wurzeln ausgerissen. Ich wurde bei lebendigem Leibe gerupft, wie ich manchmal grausame Raffen-Rüchensjungen das Geflügel hatte rupfen sehen.

Der Elefant, der von dem mäßigen Resultate enttäuscht war, änderte seine Taktik. Er schlang seinen Rüssel um den gefallen Baum und hob ihn. Er rührte sich, aber zum Glück hielten ihn die gebrochenen Zweige, die in dem schlammigen Boden eingesenkt waren und einige Wurzeln noch fest und verhinderten, daß er umgekehrt wurde, obgleich er ihn so hoch hob, daß, wenn es ihm jetzt eingefallen wäre, er mich leicht mit seinem Rüssel hätte darunter hervorschieben können. Wieder zog und hob er mit all seiner gewaltigen Kraft und ich sah, daß der Baum nachgab, und schrie

laut um Hilfe. Einige Schüsse fielen als Antwort in unmittelbarer Nähe, aber wenn sie den Bullen trafen, war ihr einziger Effekt, daß sie seine Thatkraft zu noch größerer Leistungsfähigkeit anspornten. Noch wenige Sekunden, dann war mein Schutz fortgerissen, und um mich war's geschehen. Kalter Schweiß brach mir aus, als es mir klar wurde, daß ich verloren war. Da plötzlich entsann ich mich, daß ich eine Pistole im Gürtel hatte, die ich oft benutzte, um angeschossenes Wild völlig zu töten. Sie war geladen und abgestellt. Diesmal wurde der Baum soweit gehoben, daß ich die Hand leicht bis zu der Pistole bringen und sie aus ihrem Futteral ziehen konnte. Ich schob die Sicherung zurück und spannte den Hahn. Jetzt gab der Baum nach, und da, drei Fuß von meinem Kopfe entfernt, war der große braune Rüssel des Elefanten. Ich hielt die Mündung der Pistole nur einen Zoll davon entfernt und feuerte los. Der Erfolg war ein augenblicklicher. Herunter sank der Baum und quetschte mein eines Bein ganz tüchtig und im nächsten Augenblick hörte ich ein krachendes Geräusch. Der Elefant war hingestürzt.

Nun war ich erlöst von Noth und Angst und gerettet. Ich weiß nicht mehr, wie ich unter dem gefallenen Baume hervorgekommen bin, noch irgend etwas, das nachher geschah, bis ich mich auf dem Erdboden sitzend und Pfirsichschnaps aus einer Flasche trinkend fand. Der alte Indaba=Zimbi saß mir gegenüber und schüttelte weise seine weiße Locke, während er moralische Reflexionen über die Rettung aus höchster Gefahr und meinen Mangel an Klugheit zum besten gab, daß ich nicht seinem Rate gefolgt und zu Fuße gegangen war. Dabei fiel mir mein Pferd ein und ich stand auf, um mich nach ihm umzusehen. Es war vollständig tot, der Schlag von des Elefanten Rüssel war auf den Sattel gefallen, hatte ihn zerschlagen und unbrauchbar gemacht. Ich dachte darüber nach, daß er in zwei weiteren Sekunden auf mich gefallen wäre. Ich rief Indaba=Zimbi herbei und fragte ihn, nach welcher Richtung die Elefanten gezogen wären.

„Dorthin,“ sagte er und wies mit der Hand die Thalmulde entlang, „und wir thäten besser, ihnen zu folgen, Macumazahn. Wir haben Unglück gehabt, nun ist das Glück an der Reihe.“

Darin lag Philosophie, obgleich ich, die Wahrheit zu gestehen, im Augenblick nicht gerade sehr auf Elefanten erpicht war. Mir schien, als hätte ich genug davon gehabt. Aber freilich, es that nicht gut vor den Raffen, so als Hans Hasenfuß aufzutreten, und so stimmte ich äußerlich höchst bereitwillig zu; nun brachen wir auf, ich auf dem zweiten Pferde und die andern zu Fuß. Als wir eine Stunde lang das Thal hinabgezogen waren, stießen wir ganz plötzlich auf die ganze Herde, die einige achtzig Stück umfassen mochte. Gerade vor ihnen war das Gebüsch so dick, daß sie zögerten, ob sie hineingehen sollten, denn die beiden Seiten des Thales waren an dieser Stelle so felsig und steil, daß sie dieselben unmöglich erklimmen konnten.

Sie gewahrten uns in demselben Augenblicke, wie wir sie, und ich fürchtete im geheimen, sie könnten sich's in den Kopf setzen, wieder umzukehren. Aber das thaten sie nicht; indem sie laut trompeteten, stürzten sie sich in das dichtverwachsene Gestrüpp, und das sank vor ihnen nieder wie Korn vor der Sichel. Ich kann mich nicht entsinnen, daß ich je in meinem Leben einen ähnl-

lichen Lärm gehört habe wie den, welchen sie nun beim Zertreten und Zerstampfen all der Bäume und Büsche verursachten. Vor ihnen war eine dichte Waldkoppel von hundert oder hundertfünfzig Fuß Breite. Während sie weiter stampften, fiel der Wald und hinter ihnen blieb nichts als ein breiter, ebener Weg, der mit gefallenem Bäumen und zerbrochenen Zweigen bestreut war, nur hier und da stand ein Baum, der selbst für sie zu stark gewesen war, inmitten der allgemeinen Verwüstung. Weiter gingen sie und trotz der Beschaffenheit des Bodens, über den sie ziehen mußten, blieben sie immer gleich weit vor uns. So ging es ein oder zwei Meilen weit, und dann sah ich, daß sich vor den Elefanten das Thal verbreiterte und mit Schilf und Gras bewachsen war — das Stück Land da mochte fünf oder sechs Morgen groß sein — und nachher lief es wieder eng weiter.

Die Herde erreichte den Saum dieses Flachlandes und blieb für einen Augenblick, scheinbar mißtrauisch zögernd, stehen. Meine Leute brüllten laut, wie es eben nur Raffen können, und das trieb sie zum Entschluß. Geführt von dem ver-

wundeten Bullen, dessen kriegerische Hize, wie meine eigene, auch etwas abgekühlt war, breiteten sie sich aus und gingen in den verrätherischen Sumpf, denn ein solcher war es, obgleich man gerade da kein Wasser sah. Einige Schritt weit ging alles ganz gut, obgleich sie das Gehen beschwerlich fanden; dann sank plötzlich der große Bulle bis an den Bauch in den steifen morastigen Boden und blieb stecken. Die anderen, ganz toll vor Furcht, kümmerten sich nicht um sein Trompeten und seine Anstrengungen loszukommen, sondern stapften weiter, um dem gleichen Schicksal anheimzufallen. In fünf Minuten war die ganze Herde hoffnungslos im Schlamm versunken, und je mehr sie sich frei zu machen versuchten, je tiefer sanken sie. Nur einer machte eine Ausnahme: eine Kuh mit einem Kalbe hatte es möglich gemacht, das feste Ufer zu erreichen, und hob ihren Rüssel, um uns beim Herankommen anzugreifen. Aber in dem Augenblicke hörte sie das Schreien ihres Kalbes und stürzte zu seinem Beistande herbei, um ebenso, wie die anderen, stecken zu bleiben.

Eine solche Scene habe ich nie vorher und

nie wieder gesehn. Der ganze Sumpf war mit den großen Gestalten der Elefanten bedeckt und die Luft dröhnte von ihren Wut- und Angstschreien, während sie die Rüssel wild hin und her schwingen. Dann und wann machte eins von den Ungeheuern eine riesige Anstrengung, sich aus dem moorigen Boden loszumachen, um bei dem nächsten Schritt wieder festzusetzen. Es war ein jämmerlicher Anblick, obgleich er die Herzen meiner Leute mit Freude erfüllte. Selbst die besten der Eingeborenen haben wenig Mitgefühl mit dem Leiden der Tiere.

Nun, das übrige war leicht. Das Marschland, das die Elefanten nicht tragen wollte, trug uns leicht genug. Vor Mitternacht waren alle tot, denn wir erschossen sie beim Mondenschein. Ich hätte gern die Jungen und einige der Kühe geschont, aber das hätte nur sie dem Hungertode preiszugeben bedeutet; es war besser, sie gleich zu töten. Den verwundeten Bullen erschlug ich eigenhändig, und ich kann nicht behaupten, daß ich mich dabei zerknirscht gefühlt hätte. Er erkannte mich wieder, und machte eine verzweifelte Anstrengung, sich auf mich zu stürzen, aber ich kann frohen Herzens sagen, daß ihn der Morast festhielt.

Die Niederung bot am nächsten Morgen bei Sonnenaufgang einen seltsamen Anblick. Dank dem Halt, den der Boden gewährte, war keiner der toten Elefanten umgefallen; da standen sie alle, als ob sie eingeschlafen wären.

Ich sandte zurück nach den Wagen, und als sie am andern Morgen ankamen, schlugen wir ungefähr eine Meile entfernt ein Lager auf. Dann machten wir uns an die Arbeit, die Zähne der Elefanten auszuschneiden; wir brauchten über eine Woche dazu, und wie man sich leicht denken kann, war es eine widerwärtige Arbeit. Und wenn uns nicht einige wandernde Buschmänner geholfen hätten, die sich durch Elefantenfleisch bezahlt machten, dann glaube ich nicht, daß wir es je hätten schaffen können.

Endlich war es vollbracht. Das Elfenbein nahm viel zu viel Platz weg, als daß wir es hätten mit uns nehmen können; so vergruben wir es, nachdem sich die hilfreichen Buschmänner verabschiedet hatten. Meine Diener wollten, ich sollte nach dem Kap zurückkehren und es verkaufen, aber ich war zu sehr auf meine Reise veressen, um es zu thun. Das Elfenbein lag fünf Jahre

vergraben. Dann kehrte ich zurück und grub es aus; es hatte wenig gelitten. Zuletzt verkaufte ich es für etwas über zwölfhundert Pfund Sterling — gar keine schlechte Bezahlung für die Jagd eines Tages.

So fing ich meine Laufbahn als Elefantenjäger an. Noch viele hunderte habe ich seitdem geschossen, aber nie wieder habe ich's zu Pferde versucht.





4. Kapitel.

Nachdem wir die Elefantenzähne vergraben und sorgfältige Notizen über die Lage und besondere Merkmale der Gegend gemacht hatten, damit ich den Ort leicht wiederfinden konnte, setzten wir unsere Reise fort. Einen Monat lang zogen wir die Linie entlang, die jetzt den Orange-Freistaat vom westlichen Griqualand und Transvaal von Betschuanaland trennt. Die einzigen Schwierigkeiten, die wir hatten, waren dieselben, die auch jetzt noch häufig Afrikareisenden begegnen — gelegentlicher Wassermangel und mühseliges Kreuzen von Flüssen und Bächen. Ich entsinne mich, daß wir an dem Orte, wo jetzt Kimberley liegt, ausspannten, aber dann doch gleich wieder weiter eilen mußten, weil kein Wasser da war. Damals dachte ich nicht daran,

daß ich's erleben würde, Kimberley als große Stadt zu sehen, die jährlich für viele Millionen Pfunde Diamanten hervorbringt, und des alten Indaba-Zimbi Zauberkraft kann schließlich gar nicht so sehr viel wert gewesen sein, denn sonst hätte er mir's gesagt.

Ich fand das Land fast vollständig entvölkert. Nicht lange vorher war Mosilikazi, der Löwe, Chakas General hindurchgezogen bei seinem Vorrückten nach dem Lande, das jetzt Matabeleland ist. Seine Fußspuren waren deutlich genug. Fortdauernd stießen wir auf Orte, wo augenscheinlich Kaffernkraale gestanden hatten. Nun waren die Kraale nur noch Asche und Trümmerhaufen, und zwischen dem üppigen Grase lagen die Gebeine von hunderten von Männern, Frauen und Kindern, und alle diese hatte des Sulus Affagai geküßt. Ich entsinne mich, daß ich an einem dieser verödeten Plätze die Hirnschale eines Kindes fand, in der eine Heibelerche ihr Nest gebaut hatte. Zwitschern der jungen Vögel darin machte mich zuerst darauf aufmerksam. — Kurz nach diesem Ereignis hatten wir unser zweites großes Abenteuer, ein viel ernsteres und tragischeres als das erste.

Wir zogen parallel mit dem Kolong-Flusse, als eine Herde Bläßböcke unsere Spur kreuzte. Ich feuerte auf einen und traf ihn auch hinten. Er galoppierte noch ungefähr tausend Meter mit der übrigen Herde, dann legte er sich nieder. Da wir Fleisch nötig hatten, denn tagelang hatten wir kein Wild angetroffen, so sprang ich auf mein Pferd, und indem ich Indaba-Zimbi zurief, daß ich die Wagen wieder einholen würde oder weiterhin, an einem eine Stunde entfernten Hügel, sie treffen wollte, jagte ich dem verwundeten Bock nach. Sobald ich ihm aber auf hundert Meter nahekam, sprang er auf und entfloß so geschwinde, als ob er unverletzt wäre, und in gehöriger Entfernung legte er sich dann wieder nieder. Ich folgte und dachte, die Kräfte würden ihn bald verlassen. Dasselbe Spiel wiederholte sich dreimal. Beim drittenmal verschwand er hinter einer Erhöhung, und da ich mittlerweile die gute Laune und Geduld verloren hatte, so dachte ich, ich wollte an die Erhöhung heranreiten und sehen, ob ich nochmal zum Schuß käme.

Ich erreichte die Erhöhung, die mit Steinen bestreut war, blickte hinüber und sah — ein

Sulu-Lager. Ich rieb mir die Augen und blickte wieder hin. Ja, da war kein Zweifel möglich. Sie lagerten ungefähr tausend Meter entfernt beim Wasser; einige lagen an der Erde, andere kochten an den Feuern, andere gingen mit Schilden und Speeren; alles in allem mochten es zweitausend sein. Während ich mich wunderte — und nicht ohne einige Unbehaglichkeit —, was sie in aller Welt hier zu thun haben könnten, hörte ich plötzlich rechts und links von mir wilde Schreie. Ich blickte erst hier-, dann dorthin. Von jeder Seite stürzte ein großer Sulu auf mich los, in der rechten Hand den breiten, scharfen Assagai schwingend und in der linken einen schwarzen Schild tragend. Der Mann zur Rechten war vielleicht fünfzehn, der zur Linken höchstens zehn Meter entfernt. Sie rannten herbei, die wütenden Augen traten ihnen fast aus dem Kopfe, und ich fühlte, indem mich ein Furchtschauer kalt durchrieselte, daß in weiteren drei Sekunden sich diese großen „bangwans“ in meine Eingeweide bohren würden. Bei solchen Gelegenheiten handeln wir, glaube ich, mehr aus Instinkt, als aus irgend einem andern Grunde — denn für Gedanken ist keine

Zeit. Auf alle Fälle ließ ich die Zügel sinken und feuerte, indem ich die Flinte hob, mitten auf den Mann linker Hand. Die Kugel schlug voll durch seinen Schild durch und dann durch ihn und er rollte zu Boden. Ich drehte mich im Sattel um; zum Glück war mein Pferd daran gewöhnt still zu stehen, wenn ich von seinem Rücken aus feuerte, und dann war es auch so überrascht, daß es nicht wußte, nach welcher Seite hin es schauen sollte. Der andere Wilde war dicht neben mir; sein ausgestreckter Schild berührte die Mündung meines Gewehres, als ich den Hahn des linken Laufes spannte. Der Schuß krachte, der Krieger flog hoch in die Luft und stürzte dann tot gegen mein Pferd, während sein Speer dicht an meinem Gesichte vorbeifuhr. Ohne nochmals zu laden, selbst ohne mich umzublicken, ob das Hauptcorps der Sulus den Tod seiner Wachen bemerkt hatte, wandte ich mein Roß und trieb ihm die Sporen in die Weichen. Sobald ich den Abhang des Hügels hinabgeritten war, trieb ich es etwas nach rechts, um meine Wagen abzufangen, ehe die Sulus sie sahen. Ich war noch keine dreihundert Meter weit geritten, als ich zu

meinem Erstaunen eine Spur gewahrte, die von Wagenrädern und Ochsenhufen herrührte. Es mußten wenigstens acht Wagen und einige hundert Stück Vieh gewesen sein. Ich begriff sofort, daß die Sulus der Spur der Wagen folgten, die aller Wahrscheinlichkeit nach einer Gesellschaft auswandernder Buren gehörten.

Die Wagenspur lief in der Richtung, die ich hatte einschlagen wollen, so folgte ich ihr also. Wieder eine englische Meile weiter kam ich an den Hang eines Hügels, und dort sah ich ganz dicht vor mir die Wagen an dem Ufer des Flusses zu einem rohen Lager zusammengeschoben. Und da kamen auch meine eigenen Wagen, die den Abhang hinabzogen, auf die anderen zu.

In weiteren fünf Minuten war ich da; die Buren — denn Buren waren es — standen außerhalb des kleinen Lagers herum und beobachteten das Näherkommen meiner Wagen. Ich rief sie an, und sie wandten sich um und erblickten mich. Der allererste Mann, auf den meine Blicke fielen, war ein Boer mit Namen Hans Botha. Ich hatte ihn vor Jahren in Kapstadt sehr gut gekannt. Er war kein schlechter Vertreter seiner

Klasse, aber ein höchst ruhelofer Mensch mit einem großen Widerwillen gegen jede Autorität, oder, wie er es nannte, mit „Liebe zur Freiheit“.

Vor Jahren hatte er sich einer Gruppe auswandernder Buren angeschlossen, hatte sich aber, wie ich alsbald erfuhr, mit dem Leiter derselben überworfen und zog nun fort in die Wildnis, um selbständig eine kleine Kolonie zu gründen. Der arme Kerl! Es war seine letzte Reise.

„Wie geht es Ihnen, Mynheer Botha?“ redete ich ihn auf holländisch an.

Der Mann sah mich an, sah mich noch schärfer an, und dann rief er, nachdem er aus seiner holländischen Schwerfälligkeit aufgerüttelt war, seiner Frau, die auf dem Wagenkasten saß, zu: „Komm her, Frau, komm. Hier ist Allan Quatermain, der Sohn des ‚Prädikanten‘. Wie geht's Ihnen, Herr Quatermain, und was giebt's Neues drunten am Kap?“

„Was es am Kap Neues giebt, weiß ich nicht, Hans,“ antwortete ich feierlich; „aber hier ist das Neueste, daß ein Sulu-Impi Ihnen auf der Spur ist und nur zwei Meilen von hier rastet.“

Das weiß ich bestimmt, denn ich habe eben zwei von ihren Schildwachen totgeschossen, und ich zeigte ihm meine leere Flinte. Für einen Augenblick herrschte erstauntes Schweigen, und ich sah die bronzefarbenen Gesichter der Männer trotz des Sonnenbrandes erbleichen, während eine oder zwei der Frauen leicht aufschriehen und die Kinder zu ihnen hinkrochen.

„Allmächtiger Gott!“ rief Hans. „Das muß das Untetwa-Regiment sein, das Dingaan gegen Basutius gesandt hat und das ihn wegen der Marschen nicht erreichen konnte. Es fürchtete sich, nach dem Sululande zurückzukehren und wandte sich nordwärts, um Mosilikaage zu treffen.“

„Macht ein ordentliches Lager, Leute! Ein gutes Lager, wenn euch euer Leben lieb ist, und einer von euch springe zu Pferde und treibe das Vieh herein.“

In diesem Augenblick kamen meine eigenen Wagen heran. Indaba-Zimbi saß auf dem Boock des ersten und war in eine Decke gehüllt. Ich rief ihn heran und verkündete ihm die Neuigkeiten.

„Schlechte Nachrichten, Macumazahn,“ sagte

er; „morgen früh wird's tote Buren geben, aber sie werden nicht vor dem Morgengrauen angreifen, und dann werden sie das Lager so wegfegen,“ und er fuhr mit der Hand über den Mund.

„Hör mit deinem Krächzen auf, du weißköpfige Krähe,“ sagte ich, obgleich ich wußte, daß er die Wahrheit sprach. Was für Aussichten hatte ein Lager von im ganzen zehn Wagen gegen wenigstens zweitausend der tapfersten Wilden in der Welt?

„Macumazahn, willst du dieses Mal meinem Räte folgen?“ sagte Indaba-Zimbi alsbald.

„Wie lautet er?“ fragte ich.

„Höre, laß deine Wagen hier, springe auf jenes Pferd und laß uns beide davonjagen, so schnell wie wir können. Die Sulus werden uns nicht folgen, sie werden sich nach den Buren umsehen.“

„Ich will die anderen weißen Leute nicht verlassen,“ sagte ich; „das würde die That eines Feiglings sein. Wenn ich sterbe, sterbe ich.“

„Schon recht, Macumazahn, dann bleib und laß dich töten,“ antwortete er, indem er eine Prise Schnupftabak nahm. „Komm, laß uns nach den Wagen sehen,“ und er schritt auf das Lager zu.

Hier war alles in Verwirrung. Nichtsdestoweniger erwißte ich Hans Botha und stellte ihm vor, ob es nicht das Rätlichste wäre, die Wagen zu verlassen und zu entfliehen, um das Leben zu retten.

„Wie können wir das?“ antwortete er; „zwei von den Frauen sind zu corpulent, um eine Meile zu gehen, eine ist in Wochen, und wir haben nur sechs Pferde für uns alle. Außerdem würden wir, wenn wir es thäten, in der Wüste Hungers sterben. Nein, Herr Allan, wir müssen es mit den Wilden auskämpfen und Gott helfe uns.“

„Gott helfe uns, in der That. Denken Sie an die Kinder, Hans!“

„Ich kann es gar nicht ertragen, daran zu denken,“ antwortete er mit gebrochener Stimme, während er auf sein eigenes kleines Mädchen blickte, ein süßes, lockiges, blauäugiges Kind von sechs Jahren, Tota mit Namen, das ich oft, als es ein Baby war, gewartet hatte. „Oh, Herr Allan, Ihr Vater, der Prädikant, hat mich immer gewarnt, gen Norden zu ziehen, und ich wollte nie auf ihn hören, weil ich ihn für einen verdammten Engländer hielt; jetzt sehe ich meine

Thorheit ein. Herr Allan, wenn Sie können, so versuchen Sie, mein Kind vor diesen schwarzen Teufeln zu retten; wenn Sie länger leben als ich und Sie die Kleine nicht retten können, dann töten Sie sie," und er drückte meine Hand.

„So weit ist es noch nicht, Hans," erwiderte ich.

Dann machten wir uns an die Arbeit bei dem Lager. Die Wagen, die, meine zwei inbegriffen, sich auf zehn beliefen, wurden in Form eines Vierecks zusammengeschoben und die Deichsel von jedem derselben mit den Zügeln an dem unteren Teile des davorstehenden festgemacht. Die Räder wurden auch festgeschlossen, und der freie Raum zwischen der Erde und dem unteren Boden des Wagens mit den Zweigen des Kameldornbaumes ausgefüllt, der zum Glück in beträchtlicher Menge in der Nähe wuchs. In dieser Weise wurde eine Schutzwand von nicht geringer Stärke gebildet; wenn man bedenkt, daß der Feind keine Feuerwaffen besaß und für unsere Leute geschützte Plätze zum Feuern gelassen waren. In wenig mehr als einer Stunde war alles, was gethan werden konnte, gethan, und es entspann sich eine

Diskussion über die Unterbringung des Viehs, das bis dicht an das Lager herangetrieben worden war. Einige der Buren wollten es in das Lager hinein haben, so klein dasselbe auch war, oder doch wenigstens so viele von den Tieren, als man unterbringen konnte. Ich sprach entschieden dagegen, indem ich hervorhob, daß die Tiere, sobald das Schießen losginge, von Schrecken ergriffen werden und die Verteidiger des Lagers niedertreten würden. Im Gegenteil schlug ich vor, daß einige der eingeborenen Diener die Herde das Flußthal entlang treiben sollten, bis sie zu einem freundlich gesinnten Stamme oder sonst einem sicheren Platze gelangten. Natürlich würden sie, sobald die Sulus sie gewahrten, verfolgt werden, aber die Bodenbeschaffenheit war günstig, und es war möglich, daß sie entkamen, wenn sie sofort aufbrachen. Meinem Vorschlage wurde sofort zugestimmt, und, was noch mehr ist, es wurde abgemacht, daß einer der Holländer und alle die Frauen und Kinder, die reifefähig waren, mit ihnen ziehen sollten. Nach einer halben Stunde brachen zwölf von ihnen mit den Eingeborenen, dem Holländer, der sie führte, und

dem Vieh auf. Drei meiner eigenen Leute schlossen sich auch an, die drei anderen und In-daba-Zimbi blieben bei mir im Lager.

Der Abschied war herzbrechend, und ich mag nicht dabei verweilen. Die Frauen weinten, die Männer stöhnten und die Kinder blickten sich mit angstvollen bleichen Gesichtern an. Endlich waren sie fort, und ich wenigstens war froh darüber. Im Lager blieben siebzehn weiße Männer, vier Eingeborene, die zwei Burenfrauen, die zu dick waren, um zu reisen, die Kindbetterin mit ihrem Kindchen und Hans Bothas kleine Tochter Tota, von der zu trennen er sich nicht entschließen konnte. Zum Glück war ihre Mutter schon fort. Und hier will ich gleich erwähnen, daß zehn von den Frauen und Kindern, zusammen mit der Hälfte des Viehs, entkamen. Das Sulu-Zimpi sah sie nie, und am dritten Tage ihrer Reise kamen sie an den besetzten Platz eines Griqua-häuptlings, der sie schützte, wofür er die Hälfte des Viehes als Bezahlung bekam. Dann reisten sie in kleinen Touren bis hinunter zur Kapkolonie und erreichten die civilisierte Gegend ungefähr ein Jahr nach dem Angriff auf das Lager.

Der Nachmittag war schon weit vorgeschritten und noch immer ließ sich nichts von dem Sulu-Impi gewahren. Eine wilde Hoffnung durchzuckte uns, daß sie anderen Zielen gefolgt sein möchten. Seit Indaba-Zimbi gehört hatte, daß wir das Regiment für zum Umtetwa-Stamme gehörig hielten, war er in tiefe Gedanken versunken gewesen. Und nun kam er zu mir und erbot sich hinauszugehen und ihre Bewegungen zu erspähen. Zuerst war Hans Botha dagegen eingenommen und sagte, er wäre ein „verdomte Swartfel“ — ein verdammter Schwarzer — und würde uns verraten. Ich hielt ihm vor, daß nichts zu verraten wäre. Die Sulus mußten wissen, wo die Wagen waren, aber für uns war es wichtig, Informationen über ihre Absichten zu bekommen. So wurde also zugestimmt, daß Indaba-Zimbi gehen sollte. Ich sagte es ihm. Er nickte mit seiner weißen Locke und sagte: „Schon recht, Macumazahh,“ und dann brach er auf. Ich bemerkte zu meiner Ueberraschung, daß er vorher noch auf den Wagen kletterte und sein „Monti“ holte, seine Medizin, die er zusammen mit seinem ganzen Zauberapparat immer in einer Art Fell-

eisen trug. Ich fragte ihn, warum er das thäte. Er antwortete, er wolle sich damit gegen die Speere der Sulus unverlegbar machen. Ich glaubte seiner Erklärung nicht im geringsten, sondern war im Herzen davon überzeugt, daß er die Gelegenheit wahrnehmen wollte, um sich zu retten und mich meinem Schicksale zu überlassen. Ich that aber nichts, um ihn daran zu hindern, denn ich hatte den alten Burschen gern und hoffte aufrichtig, daß er dem traurigen Schicksal, das über uns hing, entfliehen möchte.

So ging also Indaba-Zimbi fort, und als ich seiner entschwindenden Gestalt mit den Blicken folgte, dachte ich, daß ich ihn niemals wiedersehen würde. Aber ich irrte mich und ahnte nicht, daß er sein Leben wagte, nicht für die Buren, die er samt und sonders haßte, sondern für mich, den er in seiner seltsamen Art liebte.

Als er weggegangen war, vervollständigten wir unsere Vorbereitungen für die Verteidigung, indem wir den Wagen und Dornen durch Anhäufung von Steinen und Erde noch mehr Halt zu geben versuchten. Dann aßen und tranken wir beim Sonnenuntergang so gut wir unter den

Verhältnissen konnten, und nachdem wir damit fertig waren, sprach Hans Botha, der Leiter des Trupps, ein Gebet, indem er Gott um unsere Erhaltung anflehte. Es war ein rührender Anblick, den dicken Holländer zu sehen, wie er barhäuptig da stand, sein breites Gesicht von den letzten Strahlen der untergehenden Sonne beleuchtet, und in der einfachen, ungekünstelten Sprache sich an ihn wandte, der allein von den Speeren des grausamen Feindes erretten konnte. Ich entsinne mich, daß der letzte Satz seines Gebetes lautete: „Allmächtiger, wenn wir getötet werden müssen, so rette die Frauen und Kinder und meine kleine Tota vor den verdammten Sulus und laß uns nicht erst noch mißhandelt werden.“

Ich sprach das Gebet in meinem eigenen Herzen inbrünstig nach, das weiß ich, denn gleich den anderen war ich in schrecklicher Furcht, und wie man zugeben muß, nicht ohne Grund.

Dann brach die Dunkelheit herein, und wir nahmen die uns bestimmten Plätze ein, jeder mit seiner Flinte in der Hand, und spähten schweigsam hinaus in die Dunkelheit.

Dann und wann steckte einer der Buren seine



Pfeife mit einem Scheit des schwelenden Feuers an, und der Schein desselben beleuchtete für einige Augenblicke sein bleiches ängstliches Gesicht.

Hinter mir lag eine der dicken Frauen auf der Erde. Selbst das Schreckliche unserer Lage konnte ihre schweren Augenlider nicht offen halten, und sie schnarchte laut. Weiter hin, dicht am Feuer, lag die kleine Tota in einen Mantel gewickelt. Sie schlief ebenfalls, den Daumen im Munde, und von Zeit zu Zeit trat ihr Vater heran, um sie anzusehen.

So schlichen die Stunden hin, während wir auf die Sulus warteten. Aber da ich die Gewohnheiten der Eingeborenen sehr genau kannte, so befürchtete ich keinen Angriff ihrerseits während der Nacht, obgleich sie, wenn sie ihn gemacht hätten, uns mit wenig Verlusten auf ihrer Seite hätten überwältigen können. Es ist bei diesen Völkern nicht Sitte, sie kämpfen gern bei Tageslicht, am liebsten beim Morgengrauen.

Um elf Uhr ungefähr, gerade als ich auf meinem Posten ein wenig einnickte, hörte ich außerhalb des Lagers einen leisen Pfiff. Sofort war ich völlig wach und hörte die ganze Reihe

entlang das Knacken der Schlösser, als die Buren ihre Flinten spannten.

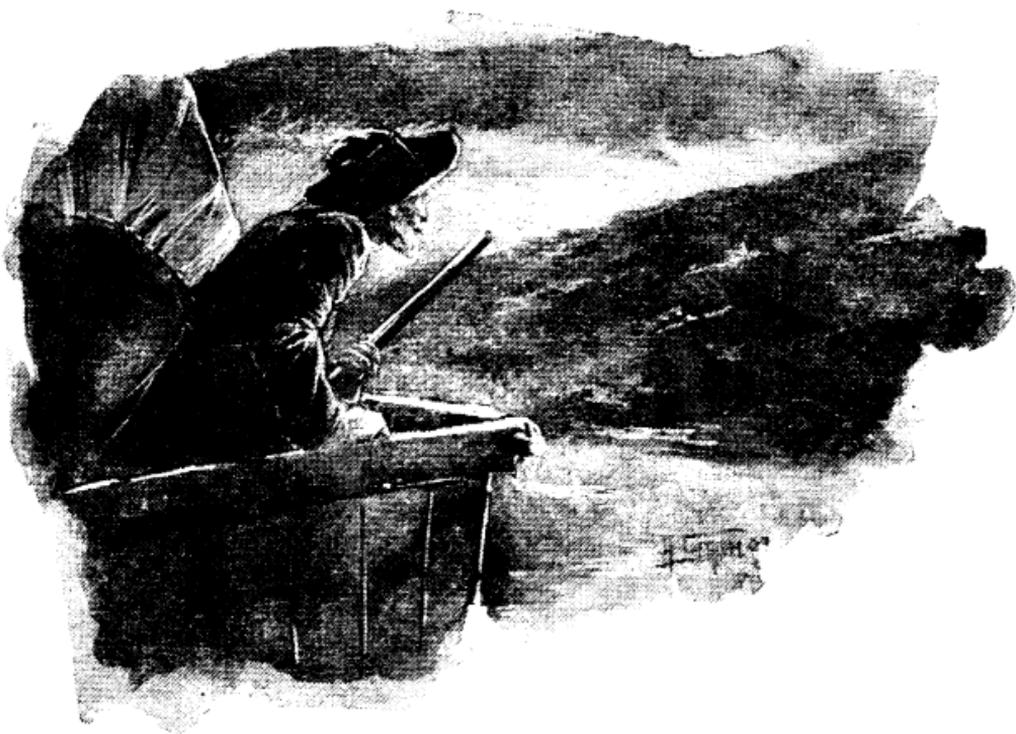
„Macumazahn,“ sagte eine Stimme, die Stimme Indaba-Zimbi, „bist du da?“

„Ja,“ antwortete ich.

„Dann halte ein Licht so, daß ich genug sehen kann, um in das Lager hineinzuklettern,“ sagte er.

„Ja! ja! Halten Sie ein Licht,“ sagte einer der Buren. „Ich traue Ihrem schwarzen Schepfel nicht recht, Herr Quatermain; er hat vielleicht einige seiner Landsleute mitgebracht.“ So wurde eine Laterne geholt und nach der Richtung der Stimme hingehalten. Indaba-Zimbi war ganz allein. Wir ließen ihn in das Lager und fragten ihn nach Neuigkeiten.

„Hört meine Neuigkeiten, weiße Männer,“ sagte er. „Ich wartete, bis es dunkel wurde, dann kroch ich bis zu dem Platze, wo sich die Sulus gelagert haben, verbarg mich hinter einem Steine und lauschte. Sie sind ein großes Regiment, und etwas wie Boer Botha da drüben dachte. Vor drei Tagen stießen sie auf die Wagenspur und folgten ihr. Heute nacht schlafen



sie auf ihren Speeren, und morgen, bei Tagesanbruch, wollen sie das Lager überfallen und alle töten. Sie sind sehr schlecht auf die Buren zu sprechen wegen der Schlacht am Blut-Flusse und der anderen Kämpfe, und das ist der Grund, warum sie den Wagen folgten, statt gerade nordwärts hinter Mosilikaage herzuziehen.“

Eine Art von Stöhnen ließ sich aus der Reihe der zuhörenden Holländer vernehmen.

„Ich will euch was sagen, Herren,“ sagte ich, „statt hier zu warten, um abgeschlachtet zu werden, wie ein Bock in der Fallgrube, laßt uns jetzt

hinausgehen und das Impi überfallen, während es schläft.“

Dieser Vorschlag erregte lebhaftes Hin- und Hersprechen, aber zuguterletzt fand sich nur ein Mann, der dafür votierte. Die Buren entbehren in der Regel jener Begeisterung, die große Soldaten macht; solche unsichere Hoffnungen sind nicht nach ihrem Geschmack, und statt mutig etwas zu wagen, verschanzen sie sich lieber in einem Lager, wenn die Aussichten auf Sieg auch noch so schwach sind. Ich für mein Teil bin überzeugt, daß wir, wenn sie meinem Rate gefolgt wären, die Sulus besiegt hätten. Siebzehn verzweifelte Männer mit Feuerwaffen würden in einem Lager schlafender Wilden keinen geringen Effekt erzielt haben. Aber er wurde nicht angenommen, und so ist alles Reden darüber überflüssig.

Danach kehrten wir zu unseren Posten zurück, und langsam zog sich die Nacht zum Morgen hin. Nur diejenigen, die unter ähnlichen Verhältnissen gewacht haben in der Erwartung eines fast gewissen und grausamen Todes, können sich von der Qual dieser schrecklichen, schweren Stunden eine Vorstellung machen. Aber sie gingen schließ-

lich auch herum, und endlich fing im fernen Osten der Himmel an sich aufzuhellen, während der kühle Morgenwind die Leinwand unserer Wagen bewegte und mich bis auf die Knochen durchkältete. Die fette Holländerin hinter mir erwachte mit lautem Gähnen, dann fiel ihr alles wieder ein, und sie stöhnte auf, während ihre Zähne vor Kälte und Angst zusammenschlugen. Hans Botha ging zu seinem Wagen und holte eine Flasche Pfirsichbranntwein, aus der er etwas in ein Zinnschälchen goß und uns jedem einen kräftigen Schluck gab, während er versuchte, uns aufzuheitern. Aber diese gemachte Scherzhastigkeit schien seine Genossen noch mehr niederzudrücken. Wenigstens that sie es auf alle Fälle mit mir.

Nun wurde der helle Schein größer, und wir konnten in dem dichten Nebel, der über dem Flusse hing, schon ein Stück weit sehen, und nun — oh! da kam es. Von der anderen Seite des Hügel, vielleicht tausend Schritte oder noch etwas weiter vom Lager entfernt, kam ein schwacher summender Klang — der entsetzliche Schlachtgesang der Sulus. Bald konnte ich die Worte verstehen. Sie waren einfach genug:

„Wir werden sie erschlagen, wir werden sie erschlagen. Ist es nicht so, meine Brüder?

Unsere Speere sollen blutrot erröten. Ist es nicht so, meine Brüder?

Denn wir sind die Säuglinge Chakas, Blut ist unsere Milch, meine Brüder.

Erwachtet, Kinder des Untetwa, erwachtet! Der Geier kreist, der Schakal schnüffelt die Luft.

Erwachtet, Kinder des Untetwa — rufet laut, ihr ringgeschmückten Männer: Dort ist der Feind, wir werden ihn erschlagen. Ist es nicht so, meine Brüder?

S'gieh! S'gieh! S'gieh!“

Dies ist eine ungefähre Uebersetzung dieses verhaßten Gesanges, den ich bis zum heutigen Tage oft noch im Traume höre. Auf dem Papiere sieht er nicht besonders imposant aus, aber wenn der Leser ihn gehört haben könnte, wie er zu gleicher Zeit aus den Kehlen von fast dreitausend Kriegerern erscholl und durch die stille Luft rollte, dann würde er ihn wohl eindrucksvoll gefunden haben.

Nun erschienen die Schilde über dem Kamm der Erhöhung. Sie kamen compagnieweise, jede

Compagnie ungefähr 100 Mann stark. In ganzen waren es einunddreißig Compagnien. Ich zählte sie. Als alle hinüber waren, formierten sie sich in drei Kolonnen, und dann trabten sie den Abhang herab auf uns zu. In einer Entfernung von einhundertundfünfzig Schritten, also gerade außerhalb der Schußweite unserer damaligen Flinten, hielten sie, und begannen wieder zu singen.

„Dort unten ist der Kraal des weißen Mannes — ein kleiner Kraal, meine Brüder;

Wir werden ihn verschlingen, wir werden ihn niedertreten, meine Brüder;

Aber wo ist des weißen Mannes Vieh — wo sind seine Ochsen, meine Brüder?“

Diese Frage schien sie in Verlegenheit zu setzen, denn sie sangen den Gesang wieder und wieder. Endlich trat ein Herold vor, ein großer Mann, dessen Arme mit Elfenbeinringen geschmückt waren, und indem er seine Hände an den Mund hielt, rief er uns zu und fragte, wo unser Vieh wäre.

Hans Botha kletterte auf die Spitze eines Wagens und brüllte ihm zu, sie möchten sich die Frage selbst beantworten.

Dann rief der Herold wieder, er sähe, daß das Vieh fortgebracht worden wäre.

„Wir werden gehen und das Vieh finden,“ sagte er, „und dann werden wir kommen und euch töten, denn ohne Tiere müßt ihr bleiben, wo ihr seid, aber wenn wir uns damit aufhalten, euch zu töten, ehe wir die Tiere fangen, dann mögen sie für uns zu unerreichbar weit gezogen sein. Aber wenn ihr versucht fortzulaufen, dann werden wir euch leicht fangen, weiße Männer!“

Wir schien das eine sehr seltsame Rede, denn die Sulus greifen gewöhnlich erst den Feind an und nehmen nachher sein Vieh; aber trotzdem lag ein gewisser Grad von Glaubwürdigkeit darin.

Während ich noch darüber nachgrübelte, was das alles zu bedeuten haben möchte, liefen die Sulus in Compagnieen an uns vorbei nach dem Flusse zu. Plötzlich verkündete ein heller Schrei, daß sie die Spur des Viehs gefunden hatten, und das ganze Impi folgte in schnellem Laufe, bis es ungefähr eine Viertelmeile (engl.) entfernt hinter einem Hügel verschwand.

Wir warteten eine halbe Stunde oder etwas länger, konnten aber nichts von ihnen gewahren.

„Nun möchte ich nur wissen, ob die Teufel wirklich gegangen sind,“ sagte Hans Botha zu mir.

„Es ist sehr seltsam.“

„Ich will gehen und nachsehen,“ sagte Indaba-Zimbi, „wenn du mitkommen willst, Macumazahn. Wir können bis auf die Spitze des Hügels klettern und hinüberspähen.“

Erst zögerte ich, aber die Neugierde überwog meine Bedenken. Ich war zu jener Zeit noch jung und von dem qualvollen Warten abgespannt.

„Mir ist's recht,“ sagte ich, „wir wollen gehen.“

So brachen wir auf. Ich hatte meine Elefantenflinte und Munition. Indaba = Zimbi hatte seinen Medizinbeutel und einen Affagai. Wir krochen bis zur Spitze des Hügels wie Jäger, die einen Bock verfolgen. Der Abhang auf der anderen Seite war mit Felsstücken bestreut, zwischen denen Strauchwerk und hohes Gras wuchs.

„Sie müssen den Donga hinuntergegangen sein,“ sagte ich zu Indaba = Zimbi, „ich kann keinen einzigen entdecken.“

Während ich sprach, erhob sich ein Gebrüll von Menschenstimmen rings um mich her. Hinter jedem Felsen, von jedem Grassaufen erhob sich ein Sulufrieger. Ehe ich mich umwenden, ehe ich die Flinte erheben konnte, war ich zu Boden geworfen und ergriffen.

„Haltet ihn! Haltet den weißen Geist fest!“ rief eine Stimme. „Haltet ihn fest, oder er wird euch wie eine Schlange entgleiten. Verlezt ihn nicht, aber haltet ihn fest. Laßt Indaba=Zimbi neben ihm gehen.“

Ich wandte mich nach Indaba=Zimbi um. „Du schwarzer Teufel, du hast mich verraten!“ rief ich.

„Warte es ab und sieh, Macumazahn,“ antwortete er kühl. „Nun wird der Kampf anfangen.“





5. Kapitel.

Ich war außer mir vor Ueberraschung und Wut. Was hatte der Schuft Indaba = Zimbi vor? Weshalb war ich aus dem Lager gelockt und ergriffen worden, und weshalb wurde ich dann nicht sofort getötet? Sie nannten mich den „weißen Geist“. War es möglich, daß sie mich schonten, um mich zu Medizin zu verarbeiten? Ich hatte gehört, daß Sulus und ihnen verwandte Stämme dergleichen thäten, und mein Blut gerann beim bloßen Gedanken daran. Was für ein Ende! Gemahlen zu werden und zu Medizin verarbeitet und schließlich gegessen!

Ich hatte jedoch wenig Zeit für weitere Re-

flektionen, denn nun stürmte das ganze Impi vom Donga und den Flußufern zurück, wo es sich verborgen gehalten hatte, während die List ausgeführt wurde, und wiederum formierte es sich an der Abhangsseite. Ich wurde bis auf die Höhe geführt und in die Mitte des Reservecorps gestellt, unter die ganz besondere Obhut eines riesigen Sulu mit Namen Bombyane, desselben Mannes, der als Herold fungiert hatte. Dieser Kerl schien mich mit zärtlicher Neugierde zu betrachten. Ab und an stieß er mich mit dem Griff seines Assagais in die Rippen, als ob er sich vergewissern wollte, daß ich körperlich wäre, und mehrmals sagte er mir, ich möchte so gut sein und prophezeien, wie viele Sulus fallen würden, ehe die „Amabuna“, wie sie die Buren nannten, „aufgeessen“ wären.

Erst nahm ich weiter keine Notiz von ihm und sah ihn nur finster an, aber endlich sagte ich, zur Wut gereizt, daß er in einer Stunde sterben würde!

Er lachte nur laut auf. „Oh! weißer Geist,“ sagte er, „ist das so? Mir schon recht, ich bin bereits einen weiten Weg vom Sululande gewandert und bin mit der Ruhe ganz zufrieden.“

Und die wurde ihm bald gewährt, wie wir sehen werden.

Nun fingen die Sulus wieder zu singen an: „Wir haben den weißen Geist gefangen, mein Bruder! mein Bruder!“

Die eiserne Zunge flüsterte von ihm, sie spürte ihn aus, mein Bruder!

Nun sind die Mabuna unser — sie sind schon tot, mein Bruder!“

So hatte mich also der verräterische Schuft Indaba-Zimbi verraten. Plötzlich hielt der Chef des Impi, ein grauhaariger Mann mit Namen Sususa, seinen Affagai in die Luft und sofort herrschte Schweigen.

Dann sprach er mit einigen Indunas, die neben ihm standen. Sogleich liefen sie nach rechts und links das erste Glied entlang und sagten im Vorbeigehen dem Hauptmanne jeder Compagnie ein Wort. Dann gelangten sie an die Enden des Gliedes und hielten gleichzeitig ihre Speere in die Höhe. Sobald sie es thaten, stürzte sich die ganze Reihe, die fast tausend Mann zählte, mit einem furchtbaren Gebrüll von „Bulata Amabuna“ — „Erschlagt die Buren“, nach vorn, wie

ein Bock, der aus seinem Lager gescheucht ist, und stürmte hinab auf das kleine Lager. Es war ein herrlicher Anblick sie zu sehen, ihre Assagais glänzten im Sonnenlicht, während sie sie über die schwarzen Schilde hoben und senkten, die Kriegsfedern bogen sich im Winde zurück, und die kampfbegeisterten Gesichter blickten unverwandt auf den Feind, während die feste Erde unter dem Donner ihrer ungestüm laufenden Füße erzitterte. Ich dachte an meine armen Freunde, die Holländer, und zitterte. Was für Aussichten hatten sie gegen so viele?

Nun waren die Zulus, die in Form eines Bogens liefen, um das Lager von drei Seiten zu umzingeln, bis auf siebenzig Meter heran, und nun brachen aus jedem Wagen Feuerzungen. Eine Anzahl Umtetwas überschlug sich, aber die übrigen kümmerte das wenig. Weiter stürmten sie bis an das Lager heran und versuchten, sich den Eingang zu erzwingen. Aber die Buren überschütteten sie mit einer Salve nach der andern, und so dichtgedrängt wie die Sulus waren, richteten die Elefantens Flinten, die mit Metallstücken und Kugeln geladen waren, schreckliche Verheerungen

an. Nur ein Mann gelangte bis an einen Wagen heran, und als er es that, sah ich eine Burenfrau ihn mit einer Axt auf den Kopf schlagen. Er sank zurück, und langsam zogen sich die Sulus, unter dem Hohngeheul der zwei anderen Glieder auf der Hügelseite, zurück.

„Laß uns gehen, Vater!“ schrieen die Soldaten an dem Abhange, unter denen ich war, dem Chef, der herangekommen war, zu. „Du hast die kleinen Mädchen in den Kampf geschickt, und sie sind erschreckt. Laß uns ihnen den Weg zeigen.“

„Nein, nein!“ antwortete der Häuptling Susuja lachend. „Wartet einen Augenblick, und die kleinen Mädchen werden zu Frauen heranwachsen, und Frauen sind gut genug, um gegen Buren zu kämpfen!“

Die angreifenden Sulus hörten den Spott ihrer Kameraden und stürmten wieder mit lautem Geheul vorwärts. Aber die Buren im Lager hatten Zeit gehabt zu laden, und ein warmer Empfang wurde ihnen zu teil. Sie sparten ihr Feuer auf, bis die Sulus wie Schafe in einem Kraal zusammengepfercht waren, und dann schossen

sie mit den Köhren mitten hinein, so daß die Krieger in Haufen fielen. Aber ich sah, daß die Umkelwas nun in Wut kamen; diesmal wollten sie sich nicht zurückschlagen lassen, und das Ende war nahe. Seht! Sechs Leute waren auf einen Wagen geklettert, hatten den Mann darauf erschlagen und sprangen in das Lager. Dort wurden sie getötet, aber andere folgten, und dann wandte ich den Kopf weg. Aber meine Ohren konnte ich den Wut- und Todeschreien nicht verschließen und dem fürchterlichen S'gieh! S'gieh! der Wilden, als sie ihre Mordarbeit vollführten. Nur einmal blickte ich auf, und sah den armen Hans Botha auf seinem Wagen stehen und die Leute mit dem Flintenkolben hinunterstoßen. Dann zuckten Affegais wie stählerne Zungen nach ihm, und als ich wieder hinblickte, war er verschwunden.

Ich wurde vor Entsetzen und Wut ganz krank. Aber, ach! Was konnte ich thun? Nun waren sie alle tot, und wahrscheinlich kam ich jetzt an die Reihe, nur würde mein Tod nicht so schnell sein.

Der Kampf war beendet, und die beiden Reihen auf dem Abhange lösten die Ordnung

auf und gingen hinab ins Lager. Bald waren wir da, und ein schrecklicher Anblick bot sich uns dar. Viele der angreifenden Sulus waren tot — wenigstens fünfzig, sollte ich meinen, und wenigstens hundertfünfzig waren verwundet, und manche von ihnen tödlich. Der Häuptling Sususa gab einen Befehl, die toten Leute wurden aufgehoben und zu einem Haufen zusammengeschichtet, während die Verwundeten fortgingen, um jemanden zu finden, der ihnen die Wunden verbande. Aber den schwereren Fällen wurde eine andere Behandlung zu teil. Der Häuptling Sususa oder einer seiner Indunas betrachtete jeden Fall, und wenn er irgendwie bedenklich war, so wurde der Mann aufgehoben und in den Fluß, der in der Nähe vorbeilief, geworfen. Keiner von ihnen erhob irgend einen Widerspruch, obgleich der eine arme Kerl ans Ufer zurückschwamm. Dort blieb er jedoch nicht lange, denn sie stießen ihn zurück und ertränkten ihn mit Gewalt.

Der seltsamste Fall war der von des Häuptlings Bruder. Er war Hauptmann der Kolonne gewesen und sein Knöchel war durch eine Kugel zerschmettert. Sususa trat zu ihm heran, und

nachdem er die Wunde untersucht hatte, schalt er ihn tüchtig aus, daß er beim ersten Ansturm zurückgeschlagen worden wäre.

Der arme Kerl sagte zur Entschuldigung, es wäre nicht seine Schuld gewesen, da die Buren ihn beim ersten Anlauf verwundet hätten. Sein Bruder gab die Wahrheit dieser Behauptung zu, und sprach freundschaftlich mit ihm.

„Nun,“ sagte er zuguterletzt, indem er ihm eine Prise Schnupftabak anbot, „du kannst nicht wieder gehen.“

„Nein, Häuptling,“ sagte der verwundete Mann und blickte auf seinen Knöchel.

„Und morgen müssen wir weit gehen,“ fuhr Sususa fort.

„Ja, Häuptling.“

„Nun, sage also, willst du hier im Thale bleiben, oder —,“ und er nickte nach dem Flusse zu.

Für einen Augenblick senkte der Mann seinen Kopf auf die Brust, als ob er nachdächte. Dann hob er ihn und blickte Sususa gerade ins Gesicht.

„Mein Knöchel schmerzt mich, mein Bruder,“ sagte er; „ich denke, ich will nach dem Sululande zurückgehen, denn dort ist der einzige Kraal, den



Der Gauberer im Sulu-Lande.

H. FROH. 97.

ich sehen möchte, selbst wenn ich wie eine Schlange darin herumkriechen muß!“ *)

„’s ist gut, mein Bruder,“ sagte der Häuptling. „Ruhe sanft,“ dann schüttelte er ihm die Hand, gab einem der Indunas einen Befehl und wandte sich ab.

Die Leute kamen, stützten den verwundeten Mann und halfen ihm hinab bis ans Flußufer. Hier banden sie auf seine Bitte einen schweren Stein um seinen Hals und warfen ihn dann an einer tiefen Stelle in den Fluß. Ich sah die ganze traurige Scene, und das Opfer zuckte nicht ein einziges Mal. Es war unmöglich, den außerordentlichen Mut des Mannes nicht zu bewundern, und man konnte auch nicht umhin, von der kaltblütigen Grausamkeit seines Bruders, des Häuptlings, frappiert zu werden. Und doch war die That von seinem Gesichtspunkte aus unvermeidlich. Entweder mußte der Mann schnell sterben oder dem Hungertode preisgegeben werden, denn kein Suluregiment wird sich mit verwundeten Leuten

*) Die Sulus glauben, daß ihre Seelen nach dem Tode in die Körper großer grüner Schlangen, die in den Kraalen herumkriechen, ihren Einzug halten. Diese Schlangen zu töten, ist große Sünde.

beladen. Jahre voll unbarmherziger Kriegszüge hatten dies Volk so verhärtet, daß es den Tod gering achtete und ebenso bereit war, ihn zu ertragen, wie ihn andern zuzufügen.

Als dieses selbige Impi von dem Sulukönige Dingaam entsandt worden war, bestand es aus mehr als neuntausend Mann. Nun zählte es noch ungefähr dreitausend, und alle die übrigen waren tot. Was hatte das weiter zu bedeuten? Sie lebten durch Krieg, um im Blute zu sterben. Es war ihr natürliches Ende. „Töte, bis du getötet wirst.“ Das ist das Motto des Sulusoldaten. Es hat das Verdienst der Einfachheit.

Mittlerweile durchsuchten die Krieger die Wagen, meinen eignen ebenfalls, nachdem sie erst all die toten Buren auf einen Haufen geworfen hatten. Ich sah den Haufen an; alle waren da, auch die zwei dicken Frauen, die armen Dinger. Aber ich vermißte eine Leiche, die von Hans Bothas Tochter, der kleinen Tota. Eine wilde Hoffnung durchzuckte mein Herz, daß sie gerettet sein könnte; aber nein, es war unmöglich. Ich konnte nur beten, daß sie schon zur ewigen Ruhe eingegangen war.

Gerade in dem Augenblick kam der große

Sulu Bombyane, der mich verlassen hatte, um sich ebenfalls der angenehmen Beschäftigung des Wagenthürstößens hinzugeben, aus einem derselben heraus und schrie, daß er die „kleine Weiße“ gefunden hätte. Ich blickte hin, er trug Tota, indem er ihren Rock in einer seiner schwarzen Hände hielt. Er kam bis zu uns heran und hielt das Kind dem Häuptling hin. „Ist es tot, Vater?“ sagte er. Nun sah ich gut genug, daß das Kind nicht tot war, sondern verborgen worden und vor Furcht ohnmächtig geworden war.

Der Häuptling blickte flüchtig darauf hin und sagte: „Untersuche es mit deinem Kerrie.“

Dem Winke folgend hielt der schwarze Teufel das Kind in die Höhe und wollte es eben mit seinem Knotenstock töten. Das war mehr, als ich ertragen konnte. Ich sprang auf ihn zu und schlug ihn mit voller Wucht ins Gesicht, und kümmerte mich wenig drum, ob ich gespießt werden würde oder nicht. Er ließ Tota auf die Erde fallen.

„D!“ sagte er, indem er die Hand an die Nase hielt, „der weiße Geist hat eine harte Faust. Komm, Geist, ich will mit dir um das Kind kämpfen.“

Die Soldaten stimmten jubelnd zu und lachten. „Ja, ja!“ sagten sie, „laßt Bombyane mit dem weißen Geist um das Kind kämpfen. Laßt sie mit Affagais fechten.“

Einen Augenblick zögerte ich. Was hatte ich für Aussichten gegen diesen schwarzen Riesen? Aber ich hatte dem armen Hans versprochen, das Kind, wenn ich könnte, zu retten, und was kam darauf an? Es war ebenso gut, jetzt zu sterben, wie später. Aber ich war doch klug genug, um die Gelegenheit für mich auszunützen, und ließ dem Häuptling durch Indaba-Zimbi sagen, daß ich bereit wäre, mich herabzulassen, Bombyane zu töten, unter der Bedingung, daß mir, wenn es mir gelänge, des Kindes Leben gehören sollte. Indaba-Zimbi verdolmetschte meine Worte, aber ich bemerkte, daß er währenddessen nicht nach mir hinblicken wollte, sondern sein Gesicht mit den Händen bedeckte und von mir sprach als „der Geist“ oder der „Sohn des Geistes“. Aus einem Grunde, den ich nie recht begreifen konnte, willigte der Häuptling in das Duell. Ich denke mir, er hielt mich für unsterblich und wollte sehr gern Bombyane getötet sehen.

„Laßt sie fechten,“ sagte er. „Gebt ihnen Assagais und keine Schilder; das Kind soll dem Sieger gehören.“

„Ja! ja!“ schrieen die Soldaten. „Laßt sie fechten.“

„Mengstige dich nicht, Bombyane; wenn er ein Geist ist, so ist er ein sehr kleiner.“

„Ich habe mich niemals vor einem Manne oder einem wilden Tiere gefürchtet und werde nicht vor einem weißen Geiste davonlaufen,“ antwortete der furchtlose Bombyane, während er die Schneide seines scharfen Assagai prüfte.

Dann bildeten sie einen Ring um uns, gaben mir einen ähnlichen Assagai und stellten uns zehn Schritte voneinander auf. Ich hielt mein Gesicht so ruhig als ich konnte und versuchte keine Zeichen von Furcht sehen zu lassen, obgleich ich mich im Herzen schrecklich ängstigte. Nach menschlichem Ermessen war meine letzte Stunde gekommen. Der riesige Krieger vor mir hatte den Assagai seit seiner Kinderzeit geführt — ich hatte keinerlei Übung mit der Waffe. Und wenn ich auch schnell und gewandt war, so war er zum mindesten doppelt so stark als ich. Jedoch, da gab

es keinen Ausweg mehr, so biß ich die Zähne aufeinander, ergriff den großen Speer, sagte ein Gebet, und wartete.

Der Riese stand eine Weile still und sah mich an, und währenddessen schritt Indaba = Zimbi durch den Kreis, und während er hinter mir vorbeiging, flüsterte er: „Bleib kaltblütig, Macumazahn, und warte seinen Angriff ab.“

Da ich nicht die geringste Absicht hatte, den Kampf anzufangen, so fand ich den Rat gut.

O Himmel! Wie endlos lang schien mir die halbe Minute! Jahre sind vergangen, seit es geschah, aber die ganze Scene tritt, während ich schreibe, vor mein geistiges Auge. Da hinter uns war das blutgetränkte Lager, und daneben lagen Haufen von Leichen; ringsherum zog sich Reihe hinter Reihe von federgeschmückten Wilden, die schweigend dastanden, um den Ausgang des Duells abzuwarten, und in der Mitte stand der grauhaarige Häuptling und General Sususa in all seinem Kriegsschmuck und einen Mantel von Leopardenfell um die Schultern. Zu seinen Füßen lag die bewußtlose Gestalt der kleinen Tota, zu meiner Linken hockte Indaba = Zimbi, der seine

weiße Locke bewegte und irgend etwas murmelte — wahrscheinlich Beschwörungen; während vor mir mein riesenhafter Gegner stand, der den Speer in die Höhe hielt, während seine Federn sich unter der sanften Brise bogen. Dazu schien über alle, über den grasbewachsenen Hang, den Fluß und die Bergkuppen, über die Wagen des Lagers, die Totenhaufen, die dichten Reihen der Lebenden, das ohnmächtige Kind, über uns alle die leuchtende unparteiische Sonne und blickte herab wie das große gleichgültige Auge des Himmels, auf die Lieblichkeit der Natur und die Grausamkeit der Menschen. Drunten beim Flusse wuchsen Dornenbüsche und von ihnen schwebte der süße Duft der Mimosa Blüten und der Klang girrender Turteltauben herüber. Ich kann nie diesen Duft riechen, diesen Ton hören, ohne daß die Scene mir wieder ins Gedächtnis käme, bis ins kleinste Detail getreu.

Plötzlich schüttelte Bombyane ohne einen Laut von sich zu geben, seinen Assagai und stürzte auf mich los. Ich sah seine riesige Gestalt kommen, wie jemand, der im Traume ist; ich sah den breiten Speer hoch in der Luft leuchten; nun

war er heran. Dann fiel ich durch eine Eingebung der Vorsehung getrieben auf die Kniee und streckte schnell wie der Blitz meinen Speiß aus. Er hatte auf mich gezielt: die Schneide fuhr über meinem Kopfe hin. Ich fühlte auf meinem Affagai ein Gewicht: er wurde mir aus der Hand gerissen, und sein schwerer Stiel schlug gegen mich. Ich blickte mich um. Bombyane schwankte, den Kopf in den Nacken geworfen, die Arme, denen der Speer entfallen, weit von sich gestreckt. Sein Speer war gefallen, aber der meinige steckte zwischen seinen Schultern — ich hatte ihn durchbohrt. Er stand still, drehte sich um, als ob er nach mir sehen wollte, dann sank der Riese mit einem Seufzer zu Boden — tot.

Für einen Augenblick herrschte tiefes Schweigen; dann ließ sich ein lauter Schrei hören — der Schrei: „Bombyane ist tot. Der weiße Geist hat Bombyane erschlagen. Tötet den Zauberer, tötet den Geist, der Bombyane durch Zauberei erstochen hat.“

Sofort war ich von zornigen Gesichtern umringt, und Speere glänzten vor meinen Augen. Ich kreuzte meine Arme und stand ruhig da, daß

Ende erwartend. In einem Augenblick mußte es da sein, denn die Krieger waren ganz toll, als sie ihren Kämpfen so schnell überwältigt sahen. Aber alsbald hörte ich durch den Tumult die hohe blecherne Stimme Indaba-Zimbis.

„Haltet ein, ihr Narren!“ rief er; „kann denn ein Geist getötet werden?“

„Spießt ihn! spießt ihn!“ brüllten sie voller Wut. „Laßt uns sehen, ob er ein Geist ist? Wie kam's, daß ein Geist Bombyane mit dem Affagai erschlug? Spieße ihn, Regenmacher, und dann werden wir es sehen!“

„Steht zurück,“ rief Indaba-Zimbi wieder, „und ich will euch zeigen, ob er getötet werden kann. Ich werde ihn selbst töten und ihn vor euren Augen zum Leben zurückrufen. Macumazah, vertraue mir,“ flüsterte er mir in der Sifutju-Sprache ins Ohr, weil die Sulus die nicht verstanden. „Vertraue mir; kniee vor mir ins Gras, und wenn ich dich mit dem Speere treffe, dann schlage über wie ein Toter; dann, wenn du meine Stimme wieder hörst, stehe auf. Vertraue mir, — es ist deine einzige Hoffnung.“

Da ich keine Wahl hatte, so nickte ich zu-

stimmend mit dem Kopfe, obgleich ich keine Ahnung hatte, was er thun wollte. Der Tumult ließ etwas nach, und die Krieger zogen sich ein Stückchen zurück. „Großer weißer Geist — Geist des Sieges,“ sagte Indaba-Zimbi, indem er mich laut anredete und sein Gesicht mit der Hand bedeckte, „höre mich und vergieb mir. Diese Kinder sind aus Thorheit blind und halten dich für sterblich, weil du einem Sterblichen, der dir zu widerstehen wagte, den Todesstreich versetzt hast. Geruhe vor mir zu knien und laß mich dein Herz mit diesem Speere durchbohren, und dann, wenn ich dich wieder anrufe, dann erhebe dich unverletzt.“

Ich kniete nieder, nicht weil ich gern wollte, sondern weil ich mußte. Ich hatte nicht gar zu viel Vertrauen in Indaba-Zimbi und hielt es für leicht möglich, daß er allen Ernstes mit mir ein Ende machen wollte. Aber ich war von all der Furcht so niedergedrückt, die Schrecken der Nacht und des Kampfes hatten meine Nerven derart erschüttert, daß mir ziemlich gleichgültig war, was aus mir wurde. Als ich also ungefähr eine halbe Minute gekniet hatte, sprach Indaba-Zimbi:

„Volk des Umtetwa, Kinder des T'Chaka,“

sagte er, „zieht euch noch ein wenig mehr zurück, damit euch kein Unglück befällt, denn die Luft ist voll von Geistern.“

Sie wichen ein Stück zurück und ließen uns in einem Kreise von ungefähr zwölf Metern im Durchmesser.

„Seht auf ihn, der vor euch kniet,“ fuhr Indaba-Zimbi fort, „und hört auf meine Worte, auf die Worte des Hexenmeisters, die Worte des Regenmachers Indaba-Zimbi, dessen Ruhm euch bekannt ist. Er scheint ein Mann zu sein, ist es nicht so? Ich sage euch, Kinder des Umtetwa, er ist kein Mann. Er ist der Geist, der den weißen Männern den Sieg verleiht, er ist es, der ihnen Affagais gab, die donnern, der sie lehrte, wie sie kämpfen müssen. Warum wurde die Impis Dingaans am Blutflusse zurückgeworfen? Weil er dort war. Warum schlugen die Amabuna das Volk Mosilifaages zu Tausenden? Weil er dort war. Und so sage ich euch das. Hätte ich ihn nicht vor noch nicht drei Stunden durch Zauberkraft aus dem Lager geholt, so würdet ihr überwältigt worden sein — ja, ihr wäret weggeweht wie der Staub vom Winde; ihr wäret

verbrannt wie das trockene Gras im Winter, wenn das Feuer darin angefacht ist. Ach, weil er nur überhaupt dort gewesen war, wurden viele eurer bravsten Leute getödet, indem sie nur wenige besiegten — ein Häufchen Männer, die man an den Fingern herzählen konnte. Aber weil ich euch liebte, weil euer Häuptling Sususa mein Halbbruder ist — denn hatten wir nicht einen Vater? — kam ich zu euch und warnte euch. Dann batet ihr mich, und ich zog den Geist fort. Aber ihr waret nicht zufrieden, als der Sieg euer war, als der Geist von all eurer Kriegsbeute ein einziges kleines Ding erbat — ein weißes Kind, das er haben und opfern wollte, um die Medizin seines Zaubers daraus zu machen.“

Hier konnte ich mich kaum enthalten, ihn zu unterbrechen, aber ich hielt es doch für ratsamer, zu schweigen.

„Ihr sagtet ihm nein; ihr sagtet: ‚Laßt ihn mit unserem tapfersten Manne kämpfen, laßt ihn mit Bombyane, dem Riesen, um das Kind fechten.‘ Und er hat sich herabgelassen, Bombyane zu erschlagen, wie ihr gesehen habt, und nun sagt ihr, ‚erschlagt ihn; er ist kein Geist.‘ Nun werde

ich euch zeigen, ob er ein Geist ist; denn ich werde ihn vor euren Augen erschlagen und ihn wieder zum Leben zurückrufen. Aber ihr habt es nun mit ihm verscherzt. Hättet ihr ihm geglaubt, hättet ihr den Geist nicht beleidigt, dann wäre er bei euch geblieben, und ihr wäret unüberwindbar geworden. Nun wird er sich erheben und euch verlassen, und Wehe über euch, wenn ihr ihn zu halten versucht. Nun, all ihr Leute," fuhr er fort, „blickt eine Zeitlang auf diesen Assagai, den ich in die Luft halte," und er hob den Bangwanar des verstorbenen Bombyane hoch über seinen Kopf, sodaß die ganze Menge ihn sehen konnte. Jedes Auge war auf den breiten leuchtenden Speer geheftet. Für eine Weile hielt er ihn still, dann bewegte er ihn im Kreise umher, indem er vor sich hin murmelte, und noch immer folgten ihm ihre Blicke. Ich für meinen Teil folgte seinen Bewegungen mit der größten Angst. Dieser Assagai war mir schon näher auf dem Leibe gewesen, als mich angenehm dünkte, und ich hegte keinerlei Wunsch, seine weitere Bekanntschaft zu machen. Und ich war auch keineswegs sicher, ob mich Indaba-Zimbi nicht doch töten wollte. Ich konnte

sein Vornehmen nicht im geringsten verstehen, und ich konnte auch keinen Geschmack daran finden, den corpus vile bei seinen Zaubereperimenten zu spielen.

„Seht! seht! seht!“ schrie er.

Dann flog der große Speer plötzlich hernieder auf meine Brust. Ich fühlte nichts, aber es schien, als wenn er mich durchbohrt hätte.

„Seht!“ schrien die Sulus. „Indaba-Zimbi hat ihn durchspießt; der rote Assagai steht an seinem Rücken heraus.“

„Schlag zurück, Macumazah,“ zischte Indaba-Zimbi in mein Ohr, „schlag zurück und thue, als ob du stirbst — flink! flink!“

Ich verlor keine Zeit, diese seltsamen Instruktionen zu befolgen, sondern fiel auf die Seite, schlug die Arme weit weg, streckte die Beine von mir und starb so kunstgerecht, wie ich konnte. Dann hatte ich einen Bühnenschauer und lag still.

„Seht!“ sagten die Sulus, „er ist tot, der Geist ist tot. Seht auf das Blut an dem Assagai!“

„Bleibt zurück! Bleibt zurück!“ schrie Indaba-Zimbi, „oder der Geist wird euch verfolgen. Ja,



er ist tot, und nun will ich ihn wieder ins Leben zurückrufen. Seht!“ und indem er seine Hand niederhielt, zog er den Speiß da heraus, wo er steck, und hielt ihn in die Luft. „Der Speer ist rot, nicht wahr? Paßt auf, Leute, paßt auf! er wird weiß!“

„Ja, er wird weiß,“ sagten sie. „O! er wird weiß.“

„Er wird weiß, weil das Blut dorthin zurückkehrt, wo es hergekommen ist,“ sagte Indaba-Zimbi.

„Nun, großer Geist, höre mich. Du bist tot, der Atem ist aus deinem Munde entflohen. Dennoch höre mich und erhebe dich. Erwache, weißer Geist, erwache und zeige deine Macht. Erwache! Erhebe dich unverletzt!“

Ich begann bereitwillig dieser freundlichen Aufforderung Folge zu leisten.

„Nicht so schnell, Macumazahn,“ flüsterte Indaba-Zimbi.

Ich befolgte den Wink und hielt erst den Arm in die Höhe, dann hob ich den Kopf und ließ ihn wieder zurückfallen.

„Er lebt! Beim Haupte T'Chakas, er lebt!“ brüllten die Soldaten, von tödlicher Furcht ergriffen.

Dann erhob ich mich langsam und mit der größtmöglichen Würde, streckte meine Arme aus, gähnte wie jemand, der aus tiefem Schlafe erwacht, wandte mich um und blickte sie gleichgültig an. Als ich es that, gewahrte ich, daß der alte Indaba-Zimbi fast vor Erschöpfung ohnmächtig wurde. Schweißtropfen standen auf seiner Stirn, seine Glieder zitterten, und seine Brust keuchte.

Was die Sulus anbetrifft, so warteten sie nicht auf mehr. Mit einem Schreckensgeheul wandte sich das ganze Regiment und floh den Abhang hinauf, sodaß wir mit dem ohnmächtigen Kinde allein zurückblieben.

„Wie ums Himmels willen hast du denn das

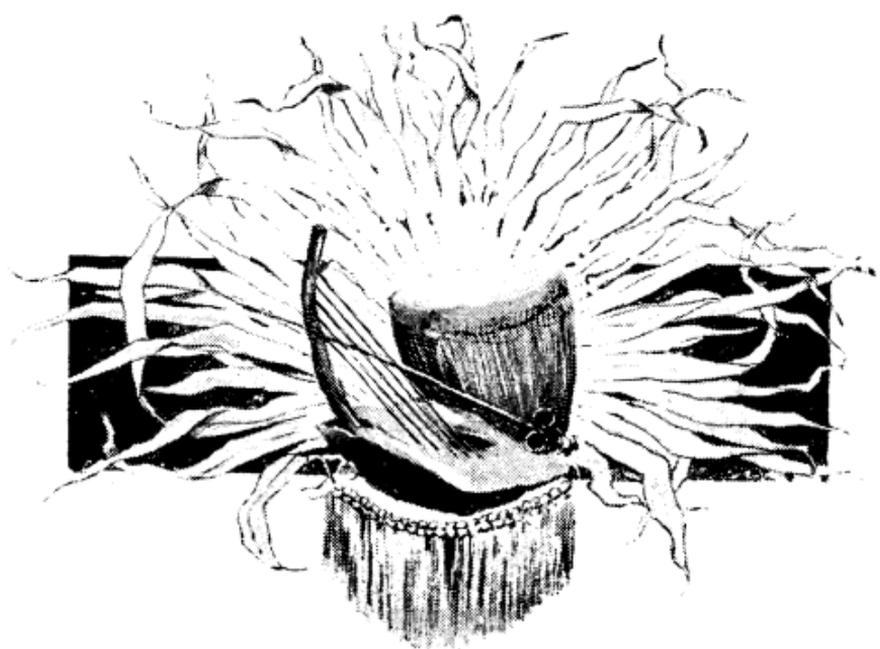
gemacht, Indaba-Zimbi?“ fragte ich voller Erstaunen.

„Frage mich nicht, Macumazahn,“ stöhnte er. „Ihr weißen Leute seid sehr klug, aber ihr wißt doch nicht alles. Es giebt Menschen in der Welt, die andere Leute glauben machen können, daß sie Dinge sehen, die sie nicht sehen. Laß uns gehen, während wir noch können, denn wenn diese Umtetwas ihre Furcht überwunden haben, so werden sie zurückkehren, um die Wagen zu plündern, und dann werden sie vielleicht Fragen stellen, die ich nicht beantworten kann.“

Und hier kann ich gleich erwähnen, daß ich niemals eine genauere Auskunft über diese Sache vom alten Indaba-Zimbi erhielt. Aber ich habe meine Gedanken darüber, und hier sind sie. Ich glaube, daß Indaba-Zimbi die ganze Menge der Zuschauer hypnotisierte und sie glauben machte, daß sie den Affagai in meinem Herzen und das Blut auf der Klinge sähen. Der Leser lacht vielleicht und sagt: „unmöglich“; aber ich frage ihn, wie die indischen Gaukler ihre Kunststücke machen, wenn nicht durch Hypnotismus. Die Zuschauer scheinen den Knaben unter den Korb

gehen und dort von Dolchen durchbohrt werden zu sehen, sie scheinen die Frau in Verückung in der Luft und auf der Spitze eines einzigen Schwertes schweben zu sehen. An sich sind diese Dinge unmöglich, sie zerstören die Naturgesetze und müssen deshalb auf Einbildung beruhen. Und so schien das Sulu=Zimbi durch den Zauber, der durch Indaba=Zimbis Willen sie bannte, mich durch den Affagai, der mich niemals berührte, durchbohrt zu sehen. Wenigstens ist dies meine Theorie; wenn irgend jemand eine bessere hat, so mag er sie behalten. Die Erklärung liegt zwischen Illusion und Zauberei von ungewöhnlicher Art und ich ziehe vor, die erste Alternative anzunehmen.





6. Kapitel.

Ich war in der Befolgung von Indaba-Zimbis Rat nicht langsam. Ungefähr 150 Schritte links vom Lager war eine kleine Einsenkung und dort hatte ich mein Pferd mit einem den Buren gehörigen, sowie Sattel und Zaumzeug verborgen. Dorthin gingen wir, und ich trug die ohnmächtige Tota im Arme. Zu unserer Freude fanden wir die Pferde, denn die Sulus hatten sie noch nicht gesehen. Jetzt waren sie natürlich das einzige Mittel für unsere Weiterbeförderung, denn die Ochsen waren weggeschickt, und wären sie selbst dagewesen, so hätten wir doch nicht die Zeit gehabt, sie einzuspannen. Ich legte Tota nieder, fing mein Pferd, machte den Kniehalter

los und sattelte es. Während ich es that, kam mir plötzlich ein Gedanke, und ich sagte Indaba-Zimbi, er möchte in das Lager zurückeilen und sehen, ob er meine doppelläufige Flinte und Pulver und Schrot finden könnte, denn ich hatte nur mein Elefantenrohr und wenige Ladungen Pulver und Blei bei mir.

Er ging, und während er fort war, kam Tota zu sich und fing zu weinen an, bis sie mein Gesicht sah.

„Ach,“ sagte sie, „ich habe solch einen bösen Traum gehabt, ich träumte, daß mich die schwarzen Kaffern töten wollten. Wo ist mein Papa?“

Ich zuckte bei der Frage zusammen. „Dein Papa ist auf eine Reise gegangen, mein Liebling,“ sagte ich, „und ließ mich hier, damit ich mich um dich kümmerge. Wir werden ihn eines Tages finden. Du fürchtest dich doch nicht, mit Herrn Allan zu gehen, nicht wahr?“

„Nein,“ sagte sie, ein bißchen zweifelhaft, und fing wieder zu weinen an. Dann fiel ihr ein, daß sie durstig wäre, und sie bat um Wasser. Ich führte sie zum Flusse, und sie trank. „Warum ist meine Hand rot, Herr Allan?“ fragte sie und

zeigte auf einen Streifen, den Bombyanes blutige Finger zurückgelassen hatten.

In dem Augenblick freute ich mich, daß ich Bombyane getötet hatte.

„'s ist nur Farbe, Kindchen,“ sagte ich, „sieh, wir wollen sie abwaschen und dein Gesicht auch.“

Während ich es that, kehrte Indaba-Zimbi zurück. Die Flinten waren alle verschwunden; er sagte, die Sulus hätten sie und das Pulver mitgenommen, aber er hatte einige Sachen gefunden und mitgebracht. Da war eine dicke Decke, ungefähr zwanzig Pfund Biltong oder von der Sonne gedörrtes Fleisch, einige Hände voll Schiffszwieback, zwei Wasserflaschen, eine kleine Blechpfanne, einige Streichhölzer und verschiedenes.

„Und nun, Macumazahn,“ sagte er, „nun thäten wir am besten, aufzubrechen, denn diese Umtetwas kommen zurück. Ich sah einen von ihnen über den Hügel kommen.“

Das genügte für mich. Ich hob Tota in den Sattel, stieg auf und ritt davon, während ich sie festhielt. Indaba-Zimbi zog einen Zügel durch das Maul des besten Burenpferdes, warf den Sack mit den verschiedenen Sachen auf dessen

Rücken und stieg ebenfalls auf, während er die Elefantensflinte in der Hand hielt. Wir ritten acht- bis neunhundert Schritte in tiefstem Schweigen, bis wir aus der Sehweite der Wagen waren, die in einer Vertiefung standen. Dann ritt ich scharf los, mit einem solchen Gefühl der Dankbarkeit im Herzen, wie ich es gar nicht in Worte kleiden kann; denn nun wußte ich, daß diese schwarzen Teufel uns, da wir zu Pferde saßen, niemals fassen konnten. Aber wohin sollten wir steuern? Ich legte Indaba-Zimbi die Frage vor, ob er es nicht für ratsam hielte, wenn wir der Spur der Ochsen, die wir in der vorigen Nacht mit den Kaffern und den Frauen fortgeschickt hatten, zu folgen versuchten. Er schüttelte den Kopf.

„Die Umtetwas werden gleich den Ochsen folgen,“ antwortete er, „und wir haben genug von ihnen gesehen.“

„Böllig genug,“ antwortete ich mit Begeisterung; „ich habe nicht den Wunsch, je wieder einen zu sehen; aber wohin wollen wir gehen? Nun sind wir mit einer Flinte und einem kleinen Mädchen in der weiten einsamen Wildnis. Nach welcher Seite sollen wir uns wenden?“

„Unsere Gesichter waren gen Norden gewandt, ehe wir den Sulus begegneten,“ antwortete Indaba-Zimbi, „laß sie uns noch weiter nach Norden wenden. Reite zu, Macumazahn; heute abend,



wenn wir abjatteln, will ich mir die Sache betrachten.“

So ritten wir den ganzen langen Nachmittag und folgten dem Flußlaufe. Wegen der Bodenbeschaffenheit kamen wir nur langsam vorwärts, aber vor Sonnenuntergang hatte ich die Befriedigung zu wissen, daß zum mindesten fünfundzwanzig Meilen zwischen uns und den verfluchten Sulus lagen. Die kleine Tota schlief fast den ganzen Weg, das Pferd hatte eine leichte Gangart, und sie war ganz erschöpft.

Endlich sank die Sonne nieder, und wir sattelten in einer kleinen Vertiefung in der Nähe des Flusses ab. Es gab nicht viel zu essen, aber ich weichte für Tota etwas Schiffszwieback in Wasser ein, und Indaba-Zimbi und ich hielten ein kärgliches Mahl von Biltong. Als wir fertig waren, zog ich Tota das Kleid aus und hüllte sie dicht beim Feuer, das wir angezündet hatten, in die Decke; dann steckte ich mir eine Pfeife an. Da saß ich an der Seite des verwaiseten Kindes und dankte von Herzen der Borsehung, die ihr und mein Leben von dem Gemetzel dieses Tages gerettet hatte. Was für ein schreckliches Erlebnis war es gewesen! Es kam einem, nun man darauf zurückblickte, wie ein grauenvoller Traum vor. Und dennoch war es die nüchterne Wirklichkeit, eines von den vielen traurigen Ereignissen, die den Pfad der auswandernden Buren mit den Knochen ihrer Männer, Frauen und Kinder bestreuen. Diese Schrecken sind jetzt fast vergessen; die Leute, die z. B. in Natal leben, können sich kaum vorstellen, daß vor einigen vierzig Jahren sechshundert Weiße, darunter viele Frauen und Kinder, in gleicher Weise von den Impis Dingaans massakriert

wurden. Aber es war doch so und der Name des Distrikts, Weenen oder der Ort des Weinen, wird das Gedächtnis daran für immer aufrecht erhalten.

Dann dachte ich über die außerordentliche Verschlagenheit nach, die Indaba-Zimbi bei meiner Lebensrettung bewiesen hatte. Es schien, daß er in seinem frühesten Mannesalter selbst unter den Umtetwa gelebt und als Regendoctor und Zauberer geschätzt worden war. Aber als T'Chaka, Dingaans Bruder, die Ermordung aller Zauberer anordnete, war er gen Süden geflohen und hatte so sein Leben gerettet. Als er darum hörte, daß das Regiment ein Umtetwa-Regiment war, das aus Sululand weggezogen war und Frauen und Kinder zurückgelassen hatte, um den Grausamkeiten Dingaans zu entfliehen, so ging er unter dem Vorwande, zu spionieren, geraden Weges zu dem Häuptling Susufa, den er als Bruder anredete, was er auch wirklich war.

Der Häuptling erkannte ihn sofort und auch die Soldaten, denn sein Ruhm unter ihnen war noch groß. Dann erzählte er ihm sein Wundermärchen, daß ich ein weißer Geist wäre, dessen

Anwesenheit im Lager es unbezwingbar mache, und in der Absicht, mein Leben bei dem Gemekel, das, wie er wußte, erfolgen würde, zu retten, willigte er ein, mich aus dem Lager zu locken und mich in ihre Gewalt zu geben. Wie der Plan ausgeführt wurde, habe ich schon erzählt, es war ein sehr gewagter, und ohne ihn hätten meine Sorgen schon seit vielen Jahren ihr Ende erreicht.

So lag ich da und dachte über all das nach, das Herz von Dankbarkeit geschwellt, und währenddem bemerkte ich, wie der alte Indaba-Zimbi einige geheimnisvolle Experimente machte, mit Knochen, die er aus seinem Sacke holte, und Asche, die er mit Wasser mischte. Ich sprach mit ihm und fragte ihn, was er vorhätte. Er antwortete, daß er den Weg ausfindig mache, den wir einschlagen müßten. Ich war geneigt, „Woh!“ zu sagen, aber da ich mich der bemerkenswerten Beweise erinnerte, die er von seiner Macht in geheimnisvollen Angelegenheiten gegeben hatte, hielt ich den Mund, und indem ich die kleine Tota in den Arm nahm, versank ich erschöpft von Mühseligkeiten, Gefahr und Aufregung in festen Schlaf.

Ich erwachte gerade, als die Morgenröthe in gelblichen und goldigen Streifen über den Himmel flammte, oder vielmehr weckte mich die kleine Tota, indem sie mich noch im Halbschlaf küßte und mich „Papa“ nannte. Dies zu hören that mir im tiefsten Herzen weh. Ich stand auf, wusch das Kind und kleidete es an, so gut ich konnte, und dann frühstückten wir, wie wir zu Abend gegessen hatten, Biltong und Zwieback. Tota fragte nach Milch, aber ich hatte keine, die ich ihr geben konnte. Dann fingen wir die Pferde ein, und ich sattelte meines.

„Nun, Indaba-Zimbi,“ sagte ich, „welchen Weg weisen uns nun deine Knochen?“

„Geradezu nach Norden,“ sagte er. „Die Reise wird beschwerlich sein, aber in vier Tagen kommen wir an den Kraal eines weißen Mannes, eines Engländers, keines Buren. Sein Kraal liegt an einem schönen Ort, und dahinter liegt ein hoher Berg, auf dem viele Paviane sind.“

Ich sah ihn an. „Das ist alles Unsinn, Indaba-Zimbi,“ sagte ich. „Wer hat denn jemals davon gehört, daß ein Engländer in dieser Wildnis ein Haus gebaut hätte, und woher weißt du

denn irgend etwas darüber? Ich denke, wir thäten besser, uns östlich zu halten, nach Port Natal zu.“

„Wie du willst, Macumazah,“ antwortete er, „aber es wird eine Reise von drei Monaten, ehe wir Port Natal erreichen, wenn wir überhaupt jemals hinkommen, und das Kind wird auf dem Wege sterben. Sag, Macumazah, sind meine Worte bis hierher wahr geworden oder nicht? Habe ich dir nicht gesagt, du solltest die Elefanten nicht zu Pferde jagen? Sagte ich dir nicht, du möchtest einen Wagen nehmen, statt der zwei, weil es besser ist, einen Wagen zu verlieren als zwei?“

„Das hast du mir alles gesagt,“ antwortete ich.

„Und so rate ich dir jetzt nordwärts zu reiten, Macumazah, denn dort wirst du großes Glück finden — ja, und großen Kummer. Aber kein Mann sollte dem Glück davonlaufen aus Angst vor Kummer. Aber wie du willst, wie du willst!“

Wieder blickte ich ihn an. An seine göttlichen Eingebungen glaubte ich nicht, aber ich kam zu dem Schlusse, daß er sagte, was er als wahr

kannte. Es schien mir nicht unwahrscheinlich, daß er von einem weißen Mann, der in der Wildnis lebte, gehört hätte, und daß er, weil er vorzog, als Prophet zu gelten, es nicht sagen wollte.

„Sehr gut,“ sagte ich zu Indaba-Zimbi, „so laß uns gen Norden reiten.“

Kurz nachher brachen wir auf, der Fluß, dem wir bis dahin gefolgt waren, wandte sich nach Westen, so verließen wir ihn. Den ganzen Tag ritten wir durch hügeliges Hochland, und eine Stunde vor Sonnenaufgang machten wir an einem kleinen Flusse Halt, der von einer Bergkette vor uns herunterkam. Mittlerweile war ich des Biltongs herzlich überdrüssig, so nahm ich also meine Elefantenflinte — denn was anderes hatte ich nicht — ließ Tota bei Indaba-Zimbi und ging fort, um zu sehen, ob ich irgend etwas schießen könnte. Merkwürdigerweise hatten wir den ganzen Tag über kein Wild gesehen, und sahen auch in all den folgenden Tagen keins. Ich überschritt das kleine Flößchen, um in das Dornengebüsch, das drüben auf der Hügelseite wuchs, einzudringen, denn dort hoffte ich Böcke zu finden. Dabei beunruhigte es mich sehr, an dem weichen sandigen

Rande eines Teiches die Spur zweier Löwen zu gewahren. Ich hoffte von Herzen, daß sie nicht mehr in der Nähe wären, und ging in das Wäldchen zerstreut liegender Dornbüsche. Eine ganze Weile irrte ich umher, ohne etwas zu gewahren, mit Ausnahme eines Klippspringers, der mit einem Satz von einem entfernt liegenden Steine aufsprang, ohne mir eine Gelegenheit zum Schuß zu geben. Endlich, gerade als es dämmrig wurde, erspähte ich einen Ducker, ein zierliches kleines Ding, kaum größer als ein großer Hase; er stand ungefähr vierzig Schritte von mir entfernt auf einem Steine. Unter gewöhnlichen Verhältnissen wäre es mir nicht im Traume eingefallen, auf solch ein Tier zu schießen, besonders mit einer Elefantensflinte, aber wir waren hungrig. So setzte ich mich hin, lehnte den Rücken gegen einen Felsen und zielte auf seinen Kopf. Ich that das, weil, wenn die drei Unzen schwere Kugel in seinen Körper geschlagen hätte, er vollständig zerschmettert worden wäre. Endlich zog ich den Drücker, die Flinte ging mit dem Knall einer kleinen Kanone los, und der Bock verschwand. Ich lief zur Stelle in größerer Unruhe, als ich im gewöhnlichen



Leben über einen Kudu oder eine Glendantilope empfunden haben würde. Zu meinem Entzücken lag das kleine Geschöpf da — die riesige Kugel hatte es enthauptet. Wenn ich alle Verhältnisse in Betracht ziehe, so glaube ich, daß ich nie im Leben einen besseren Schuß, als diesen hier, gemacht habe, wenn aber jemand daran zweifelt, so kann er seine Hand bei einem Kaninchenkopfe mit einer Elefantenslinte und einer drei Unzen schweren Kugel auf fünfzig Schritte Entfernung versuchen.

Ich nahm den kleinen Petie im Triumph in die Höhe und kehrte in unser Lager zurück. Da zogen wir ihm das Fell ab und rösteten ihn über dem Feuer. Er reichte gerade für eine gute Mahlzeit für uns, nachdem wir die Hinterläufe zum Frühstück aufgehoben hatten.

In dieser Nacht stand kein Mond am Himmel, und als mir dann plötzlich die Löwenspür einfiel und ich vorschlug, wir wollten die Pferde ganz in nächster Nähe anbinden, konnten wir sie nicht finden, obgleich wir wußten, daß sie keine fünfzig Meter weit grasten. Da das nun einmal nicht zu ändern war, so hielten wir das Feuer im Gange und hofften das Beste. Plötzlich erwachte ich, weil ich den besondern kläglichen Ton, den Schrei eines Pferdes ganz in der Nähe des Feuers, das noch hell brannte, hörte. Im nächsten Augenblick hörte ich den Lärm galoppierender Hufe, und noch ehe ich mich erheben konnte, erschien mein armes Pferd im Lichtkreise des Feuers. Wie bei einem hellen Blitze sah ich seine starren Augen und weitgeöffneten Nüstern und den zer-rissenen Zügel, mit dem es am Knie festgebunden gewesen war, in der Luft fliegen. Und ich sah

noch etwas, denn auf seinem Rücken war eine große dunkle Gestalt mit glühenden Augen, und von dieser kam ein brüllender Ton. Es war ein Löwe.

Das Pferd stürmte weiter. Es galoppierte gerade durch das Feuer, zu dem es in seiner Angst geflüchtet war, und verschwand, glücklicherweise ohne auf uns zu treten, in der Nacht. Noch hundert Schritte weit oder länger hörten wir den Ton seiner Hufen, dann herrschte Stille, die nur ab und an durch fernes Brüllen unterbrochen wurde. Wie man sich wohl denken kann, schliefen wir in dieser Nacht nicht mehr, sondern warteten angstvoll, bis zwei Stunden später der Morgen dämmerte.

Sobald es hell genug war, standen wir auf, und, Tota noch schlafen lassend, krochen wir vorsichtig in der Richtung hin, wo das Roß verschwunden war. Als wir ungefähr fünfzig Meter weit vorgedrungen waren, fanden wir keine Ueberreste, und gewahrten die beiden großen fagenartigen Gestalten, die im grauen Licht fortschlichen.

Noch weiter zu gehen, war nutzlos; wir wußten nun alles und wandten uns, um nach

dem andern Pferde Umschau zu halten. Aber der Becher unseres Unglücks war noch nicht voll; wir konnten es nirgends finden. Bald kamen wir an seine Spur, und dann sahen wir, was sich zugetragen hatte. Vom Anblick und Geruch der Löwen entsetzt, hatte es ebenfalls den Zügel, mit dem es festgemacht war, losgerissen und war weit weg galoppiert. Und nun waren wir in dieser unendlichen Einsamkeit zurückgelassen, ohne ein Pferd, das uns tragen konnte, und mit einem Kinde, das noch nicht alt genug war, um größere Strecken hintereinander zu gehen.

Aber es half uns nichts, wenn wir den Mut verloren; so wechselten wir ein paar Worte und gingen zurück in das Lager, wo wir Tota weinend fanden, weil sie beim Erwachen allein gewesen war, und aßen etwas. Dann rüsteten wir uns zum Aufbruch. Erst teilten wir die Gegenstände, die wir mitnehmen mußten, in zwei gleiche Teile, und ließen alles, was uns irgendwie entbehrlich schien, zurück. Dann füllten wir zu guter Letzt noch unsere Wasserflaschen, obgleich ich eigentlich wegen der Gewichtsvermehrung dagegen war. Aber Indaba=Zimbi bestand darauf, zum Glück für uns

alle drei. Ich bestimmte, daß ich beim ersten Marsche mich um Tota kümmern würde, und gab die Elefantensflinte an Indaba-Zimbi. Endlich war alles bereit, und wir marschierten los. Tota war imstande, den Abhang der Bergkette, wo ich den Ducker geschossen hatte, zu ersteigen, und ich trug sie nur zuweilen über raue Stellen. Endlich waren wir oben, und als ich auf das jenseits liegende Land blickte, stieß ich einen Ruf des Unbehagens aus. Man konnte nicht gerade sagen, daß es eine Wüste war; es glich mehr dem Karroo im Kaplande — eine weite sandige Strecke, die hier und dort von niedrigem Strauchwerk und verstreuten Felsblöcken unterbrochen wurde. Aber eine endlose Fläche erbärmlichen Landes erstreckte sich, so weit das Auge reichte, am fernen Horizonte von einer Kette rotschimmernder Hügel begrenzt, aus deren Mitte ein hoher, einsamer Berg hoch hinauf in die Luft ragte.

„Indaba-Zimbi,“ sagte ich, „wir können niemals da hinüber und wenn wir sechs Tage gebrauchen.“

„Wie du willst, Macumazahn,“ antwortete er; „aber ich sage dir, daß dort“ — und er zeigte

auf die Felskuppe — „der weiße Mann lebt. Wende dich, wohin du willst, aber wenn du dich von dort abwendest, so wirst du umkommen.“

Ich überlegte einen Augenblick. Unsere Sache war nach menschlichem Ermessen fast hoffnungslos. Es kam wenig darauf an, welchen Weg wir gingen. Wir waren allein, fast ohne Nahrung, ohne Transportmittel, und hatten ein Kind zu tragen. Es war einerlei, ob wir in der sandigen Ebene, dem welligen Lande oder unter den Bäumen der Hügelseite umkamen. Die Vorsehung allein konnte uns retten, und ihr mußten wir vertrauen.

„Komm,“ sagte ich, indem ich Tota auf den Rücken nahm, denn sie war sehr müde, „alle Wege führen zur Ruhe.“

Wie soll ich das Elend der nächsten vier Tage beschreiben? Wie soll ich erzählen, daß wir uns durch diese entsetzliche Wüste schleppten, fast ohne Nahrung und gänzlich ohne Wasser, denn Flüsse gab es nicht und Quellen fanden wir nicht. Wir sahen bald, wie die Sache lag, und sparten fast das ganze Wasser aus unseren Flaschen für das Kind. Die Erinnerung an all das Schreckliche ist ein banger Traum. Ich kann kaum ertragen,



dabei zu verweilen. Tag für Tag trugen wir abwechselnd das Kind durch den tiefen Sand. Nacht für Nacht lagerten wir in dem Strauchwerk, kauten die Blätter und leckten den Tau von dem spärlichen Gras. Keine Quelle, keine Wasserlache, kein Stück Wild!

Es war die dritte Nacht; wir waren vor Durst fast toll. Tota war vollständig bewußtlos. In-daba-Zimbi hatte noch ein wenig Wasser in seiner Flasche, — vielleicht ein Weinglas voll. Wir feuchteten ihre Lippen und unsere schwarz gewordenen Zungen damit an. Dann gaben wir den Rest dem Kinde. Es belebte sie. Sie erwachte aus ihrer Ohnmacht, um in den Schlaf zu sinken.

Endlich brach die Dämmerung an. Die Hügel waren nun nicht mehr weiter als acht Meilen entfernt, und sie waren grün.

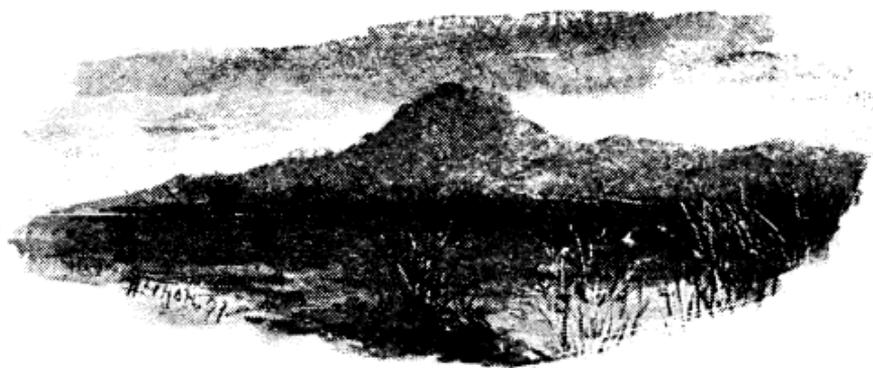
Dort mußte Wasser sein.

„Komm,“ sagte ich.

Indaba-Zimbi hob Tota in eine Art Tragriemen, die wir aus der Decke gemacht hatten und worin wir sie auf den Rücken trugen, und wir taumelten eine Stunde weiter durch den Sand. Sie erwachte und schrie nach Wasser, aber ach! wir konnten ihr keins geben; unsere Zungen hingen uns aus dem Munde, und wir konnten kaum sprechen.

Wir rasteten ein Weilchen, und Tota fiel wieder in Ohnmacht. Dann nahm Indaba-Zimbi sie. Obgleich er so dünn war, hatte der alte Mann eine ganz wunderbare Kraft.

Wieder eine Stunde; der Abhang des großen Bergfegels konnte nun kaum mehr als zwei Meilen entfernt sein. Ungefähr hundert Schritte von uns entfernt wuchs ein großer Baobab. Konnten wir seinen Schatten erreichen? Die halbe Entfernung hatten wir durchschritten, als Indaba-Zimbi vor Erschöpfung hinfiel. Wir waren nun so schwach, daß keiner von uns das Kind auf den Rücken heben konnte. Wir faßten sie jeder bei einer Hand und zogen sie durch den Sand. Fünfzig Schritte — uns schienen es fünfzig Meilen. Ah,



endlich hatten wir den Baum erreicht; mit der Hitze außerhalb verglichen war der Schatten unter seinem dichten Blätterwerk wie die Dämmerung und Kühle eines Gewölbes. Ich entsinne mich, daß ich dachte, es wäre ein guter Ort zum Sterben. Dann weiß ich von nichts mehr.

Ich erwachte mit dem Gefühl, als ob der gesegnete Regen auf mein Gesicht, meinen Kopf fiele. Langsam und mit unendlicher Mühe öffnete ich die Augen, dann schloß ich sie wieder, da ich eine Vision gesehen hatte. Eine ganze Zeit lang lag ich so, während der Regen anhielt; nun merkte ich, daß ich entweder schlief, oder von Sinnen sein mußte. Denn wie kam ich sonst dazu, mir einzubilden, daß ein liebliches, dunkeläugiges Mädchen sich über mich beugte und mir Wasser in das Gesicht sprenkte? Ein weißes

Mädchen noch dazu, keine Kaffernfrau. Jedoch der Traum dauerte fort.

„Hendrika,“ sagte eine Stimme auf englisch, die süßeste Stimme, die ich je gehört habe; sie erinnerte mich an den Wind, der nachts in den Theesträuchern flüstert. „Hendrika, ich fürchte, er stirbt; in meiner Satteltasche ist eine Flasche Cognac; hole sie.“

„Ah, ah!“ grunzte eine harte Stimme als Erwiderung; „lassen Sie ihn sterben, Fräulein Stella. Er wird Ihnen Unglück bringen — lassen Sie ihn sterben, sage ich.“ Ich fühlte über mir einen Luftzug, als ob sich das Mädchen meiner Vision rasch umgewandt hätte, und öffnete wiederum die Augen. Sie hatte sich erhoben, diese Traumgestalt. Nun sah ich, daß sie groß und anmutig war, wie Schilf. Sie war auch ärgerlich; ihre dunklen Augen blitzten, und sie zeigte mit der Hand auf ein weibliches Wesen, das vor ihr stand und in ganz unbeschreibliche Kleider, die sowohl Männer als Frauen tragen konnten, gehüllt war. Dies Mädchen war jung, ebenfalls weiß, sehr klein, mit gebogenen Beinen und riesigen Schultern. Im Gesicht sah sie nicht übel aus,

aber die Stirn wich zurück, Kinn und Ohren waren hervortretend — kurz, sie erinnerte mich an nichts so sehr, als an einen sehr schönen Affen.

Die Dame zeigte mit der Hand auf sie.

„Wie kannst du das wagen?“ sagte sie. „Willst du mir schon wieder ungehorsam sein? Hast du vergessen, was ich dir gesagt habe, Babyan?“ (Bavian.)

„Ah, ah!“ grunzte die Person, die sich buchstäblich unter ihrem Zorn zu krümmen und niederzudrücken schien. „Seien Sie mir nicht böse, Miß Stella, weil ich es nicht ertragen kann. Ich sagte es nur, weil es wahr ist. Ich will den Cognac holen.“

Dann, mochte es ein Traum sein oder nicht, beschloß ich zu sprechen.

„Keinen Cognac,“ stammelte ich auf englisch, so gut es meine geschwollene Zunge zuließ; „geben Sie mir Wasser.“

„Ah, er lebt!“ rief das schöne Mädchen, „und er spricht englisch. „Sehen Sie, Herr, hier in Ihrer Flasche ist Wasser; Sie waren ganz dicht bei einer Quelle auf der anderen Seite des Baumes.“

Ich mühte mich, mich hinzusetzen, hielt die Flasche an die Lippen und sog gierig daran. Oh! dieser Trunk kühlen, klaren Wassers! niemals hatte ich so Köstliches genossen. Beim ersten Schluck fühlte ich das Leben zu mir zurückkehren. Aber vorsichtigerweise ließ sie mich nicht viel trinken.

„Mehr nicht! Mehr nicht!“ sagte sie, und nahm mir die Flasche fast mit Gewalt weg.

„Das Kind,“ sagte ich — „ist das Kind tot?“

„Ich weiß noch nicht,“ sagte sie. „Wir haben Sie eben erst gefunden, und ich versuchte, Sie zuerst wieder zu beleben.“

Ich wandte mich um und kroch zu der Stelle, wo Tota neben Indaba-Zimbi lag. Es war unmöglich zu sagen, ob sie tot oder ohnmächtig waren. Die Dame besprengte Totas Gesicht mit dem Wasser, das ich gierig betrachtete, denn mein Durst war noch qualvoll, während Hendrika ein Gleiches mit Indaba-Zimbi that. Sofort öffnete Tota, zu meinem großen Entzücken, die Augen und versuchte zu schreien, das arme kleine Ding konnte aber nicht, weil ihre Zunge und Lippen



so geschwollen waren. Aber die Dame brachte etwas Wasser in ihren Mund, und wie bei mir war das Ergebnis ein wunderbares. Wir erlaubten ihr ungefähr eine Tasse voll zu trinken, und nicht mehr, obgleich sie bitterlich danach weinte. Gerade da kam der alte Indaba-Zimbi mit Stöhnen zu sich. Er öffnete die Augen, blickte sich um und begriff die Situation. „Was habe ich dir gesagt, Macumazahn?“ und er ergriff die Flasche und that einen kräftigen Schluck.

Mittlerweile saß ich mit dem Rücken gegen den Stamm des dicken Baumes gelehnt und versuchte alles zu überblicken. Zu meiner Linken sah ich zwei gute Pferde — eines mit einem roh gearbeiteten Damensattel, das andere ohne alles. Zur Seite der Pferde lagen zwei Hunde von gedrungener Windspielart und beobachteten uns, und neben den Hunden lag ein toter Dryrbock, den sie augenscheinlich gejagt hatten.

„Hendrika,“ sagte die Dame gleich darauf, „sie dürfen jetzt gleich kein Fleisch essen. Geh und sieh an dem Baume hinauf, ob reife Früchte darauf sind.“

Das Mädchen lief flink ein wenig fort und

gehorchte. Als bald kehrte sie zurück. „Ich sehe einige reife Früchte,“ sagte sie, „aber sie hängen hoch, ganz oben an der Spitze.“

„Hole sie,“ sagte die Dame.

„Das ist leichter gesagt als gethan,“ dachte ich bei mir selbst; aber ich war sehr im Irrtum.

Plötzlich sprang das Mädchen wenigstens drei Fuß hoch in die Luft und griff einen der ausgebreiteten Zweige mit ihren großen, flachen Händen — ein Schwung, der einen Akrobaten mit Reid erfüllt hätte — und oben war sie. „Nun geht's nicht weiter,“ dachte ich wieder, denn der nächste Ast war außerhalb ihres Bereiches. Aber wieder irrte ich mich. Sie stellte sich auf den Zweig, hielt ihn mit den nackten Füßen fest und sprang wieder nach dem oberen, den sie faßte und auf den sie sich schwang.

Ich vermute, daß die Dame den Ausdruck des Erstaunens auf meinem Gesichte wahrte.

„Wundern Sie sich nicht, Herr,“ sagte sie, „Hendrika ist nicht wie andere Leute. Sie fällt nicht.“

Ich antwortete nicht, beobachtete aber das



Vordringen dieser seltsamen Person mit dem atemloosesten Interesse. Weiter ging sie, schwang sich von Ast zu Ast und lief darauf entlang, wie ein Affe. Endlich gelangte sie zur Spitze und kletterte auf einem dünnen Zweige nach den reifen Früchten. Als sie dicht daran war, schüttelte sie den Zweig tüchtig. Dann gab es einen Krach — noch einen — er brach. Ich schloß die Augen, und erwartete, sie zerschmettert auf der Erde vor mir zu sehen.

„Mengstigen Sie sich nicht,“ sagte die Dame, leise lachend. „Sehen Sie, sie ist ganz wohlbehalten.“

Ich blickte auf, und so war es. Sie hatte beim Fallen einen Zweig ergriffen, daran hing sie und ließ sich nun sachte auf den nächsten nieder. Der alte Indaba-Zimbi hatte diese Vorstellung auch mit Interesse beobachtet, aber sie schien ihn nicht gar zu sehr in Erstaunen zu setzen. „Pavian-Frau“, sagte er, als ob solche Leute häufig wären, und dann versuchte er Tota zu trösten, die nach mehr Wasser jammerte. Mittlerweile kam Hendrika mit großer Geschwindigkeit vom Baume herunter und schwang sich, indem sie sich mit einer Hand an einem Zweige festhielt, von etwa zehn Fuß Höhe auf die Erde.

In zwei weiteren Minuten saugten wir alle an der fleischigen Frucht. Im gewöhnlichen Leben würden wir sie recht wenig schmackhaft gefunden haben; aber so schien sie mir das delikateste Ding, das ich je gegessen hatte. Nachdem man drei Tage ohne Wohnung und Wasser in der Wüste zugebracht hat, ist man nicht anspruchsvoll. Während wir noch die Frucht aßen, trug die Dame ihrer Begleiterin auf, dem Dryxbock, den ihre Hunde getötet hatten, teilweise das Fell abzuziehen, und beschäftigte sich selbst damit, von ab-

gebrochenen Zweigen ein Feuer zu machen. Sobald es hell brannte, nahm sie Streifen des Drysfleisches, röstete sie und reichte sie uns auf Blättern. Wir aßen und durften dann wieder ein wenig Wasser trinken. Dann führte sie Tota zu der kleinen Quelle und wusch sie, was sie sehr nöthig hatte, das arme Kind! Dann kamen wir mit Waschen an die Reihe, und oh! der Genuß!

Ich kehrte zum Baume zurück, freilich nur mühsam gehend, aber doch ein anderer Mann. Da saß das schöne Mädchen mit Tota auf den Knien. Sie lullte sie in Schlaf und hielt den Finger in die Höhe, damit ich nicht spräche. Endlich schlief das Kind in festem, gesundem Schlafe — ein Beispiel, dem ich gern gefolgt wäre, wenn mich nicht brennende Neugierde gequält hätte. Dann sprach ich:

„Darf ich fragen, wie Ihr Name ist?“ fragte ich.

„Stella,“ antwortete sie.

„Stella, was?“ fragte ich.

„Stella, nichts,“ antwortete sie ein wenig pikirt. „Stella ist mein Name; er ist kurz und auf jeden Fall leicht zu behalten. Meines Vaters

Name ist Thomas, und wir leben dort drüben," und sie zeigte nach dem Fuße des großen Berges. Ich blickte sie erstaunt an. „Haben Sie dort schon lange gelebt?" fragte ich.

„Seit ich sieben Jahre alt war. Wir kamen dort mit einem Wagen an. Vorher kamen wir aus England — aus Dyfordshire; ich kann Ihnen den Platz auf der großen Landkarte zeigen. Er heißt Garsingham.“

Wieder glaubte ich, es müßte ein Traum sein.

„Wissen Sie, Fräulein Stella," sagte ich, „daß ist sehr seltsam — so seltsam, daß man es kaum für möglich halten kann — aber ich kam auch vor vielen Jahren aus Garsingham in Dyfordshire.“

Sie war ganz erstaunt. „So sind Sie ein englischer Herr?" sagte sie. „Ach, ich habe mich immer gesehnt, einen englischen Herrn zu sehen. Ich habe, seit wir hier leben, nie einen Engländer gesehen — überhaupt keine weißen Leute, mit Ausnahme einiger wandernder Buren. Wir leben zwischen Schwarzen und Pavianen — ich habe nur über sie gelesen — eine Menge Bücher — Poesie und Novellen. Aber sagen Sie mir,

wie Ihr Name ist! Macumazahn nannte Sie der schwarze Mann, aber Sie müssen doch auch einen weißen Namen haben.“

„Mein Name ist Allan Quatermain,“ sagte ich. Ihr Gesicht wurde ganz blaß, ihre rosigen Lippen öffneten sich, und sie blickte mich wild mit ihren schönen Augen an.

„Wissen Sie, das ist sehr seltsam,“ sagte sie, „aber ich habe den Namen oft gehört. Mein Vater hat mir oft erzählt, wie ein kleiner Junge mit Namen Allan Quatermain einstmals mein Leben rettete, weil er, als mein Kleid Feuer gefangen hatte, es ausdrückte — sehen Sie!“ — und sie zeigte auf einen schwachen roten Fleck an ihrem Halse — „hier ist die Narbe der Brandwunde.“

„Ich entsinne mich dessen,“ sagte ich. „Sie waren als Weihnachtsmann angekleidet. Ich war es, der das Feuer ausdrückte; meine Knöchel hatte ich dabei verbrannt.“

Dann saßen wir eine Zeitlang schweigend und blickten uns an, während Stella sich mit ihrem großen Filzhute, an dem einige weiße Straußenfedern befestigt waren, fächelte.

„Das ist Gottes Werk,“ sagte sie endlich.
 „Sie retteten mein Leben, als ich ein kleines Kind war; nun habe ich Ihres und das des kleinen Mädchens gerettet. Ist sie Ihre kleine Tochter?“
 fügte sie schnell hinzu.

„Nein,“ sagte ich, „ich will Ihnen gleich die Geschichte erzählen.“

„Ja,“ sagte sie, „Sie sollen es auf dem Heimwege thun. Es ist Zeit, nach Hause aufzubrechen, wir gebrauchen drei Stunden, um dorthin zu gelangen. Hendrika, Hendrika, bringe die Pferde her!“





7. Kapitel.

Hendrika gehorchte und führte die Pferde an den Baum heran.

„Nun, Herr Allan,“ sagte Stella, „nun müssen Sie auf meinem Pferde reiten, und der alte schwarze Mann muß das andere nehmen. Ich will gehen, und Hendrika trägt das kleine Kind. Oh, sorgen Sie sich nicht, sie ist sehr stark und könnte Sie oder mich tragen.“

Hendrika grunzte Zustimmung. Es thut mir leid, daß ich die Art ihres Sprechens nicht durch einen etwas höflicheren Ausdruck wiedergeben kam. Manchmal grunzte sie wie ein Affe, manchmal schnalzte sie wie ein Buschmann, und manchmal that sie beides zugleich und wurde durchaus unverständlich.

Ich sprach gegen die vorgeschlagene Anordnung und sagte, daß wir gehen wollten, was aber

nur eine Redensart war, denn ich glaube nicht, daß ich eine Meile weit gekommen wäre; aber Stella wollte nicht darauf hören, sie ließ mich nicht einmal meine Elefantensflinte tragen, sondern nahm sie selbst. So stiegen wir mit einiger Mühe auf, und Hendrika nahm die schlafende Tota in ihre langen sehnigen Arme.

„Paß auf, daß die ‚Bavianfrau‘ nicht mit dem kleinen weißen Mädchen in die Berge entwischt,“ sagte Indaba-Zimbi zu mir in Kaffersprache.

Unglücklicherweise verstand Hendrika seine Rede. Ihr Gesicht faltete sich und wurde von Wut be-
 lebt. Sie setzte Tota nieder und sprang buch-
 stäblich auf Indaba-Zimbi, wie ein Affe springt. Aber müde und erschöpft, wie der alte Herr war, war er für sie doch zu schnell. Mit einem Aus-
 ruf wahren Schreckens rutschte er auf der anderen Seite vom Pferde, und die spaßhafte Folge da-
 von war, daß in einer Sekunde Hendrika den
 Sitz einnahm, den er freigemacht hatte. Jetzt erst begriff Stella die Geschichte.

„Komm herunter, du Wilde, komm herunter!“
 sagte sie, indem sie mit dem Fuße aufstampfte.



1904 27.

Das seltsame Geschöpf schwang sich vom Pferde, froch buchstäblich vor ihrer Herrin auf der Erde und brach in Thränen aus.

„Verzeihung, Fräulein Stella,“ schnalzte und grunzte sie in schauerhaftem Englisch, „aber er nannte mich eine babyan-frou (Pavian-Frau).“

„Sagen Sie Ihrem Diener, daß er Hendrika gegenüber keine solchen Worte gebraucht, Herr Allan,“ sagte Stella zu mir. „Wenn er es thut,“ fügte sie flüsternd hinzu, „wird Hendrika ihn sicherlich töten.“

Ich erklärte es Indaba-Zimbi, der, da er sehr erschrocken war, sich herabließ, abzubitten. Aber von jener Stunde an war zwischen den beiden Haß und Krieg.

Nachdem der Frieden also wieder hergestellt war, brachen wir auf und die Hunde folgten uns. Ein schmaler Wüstenstreifen trennte uns noch von dem Abhange des Hügels — vielleicht war er zwei englische Meilen breit. Wir durchschritten ihn und erreichten schönes Wiesenland, denn hier kam ein ganz bedeutender Fluß von den Felsen hernieder; aber er floß nicht durch das öde Land, er wandte sich rechts, den Fuß des Hügels ent-

lang. Diesen Fluß mußten wir an einer Furt durchschneiden. Hendrika schritt kühn hindurch und hielt Tota in ihren Armen. Stella sprang von Stein zu Stein, wie ein Rehbock; ich sagte mir innerlich, daß sie das anmutigste Geschöpf wäre, das ich je gesehen hätte. Hiernach ging der Weg um einen schön bewachsenen Vorsprung des Kegels, der, wie ich erfuhr, als Babyan-Cap oder Paviashaupt bekannt war. Natürlich konnten wir nur im Schritt weiter kommen, so war unser Vorrücken nur langsam. Stella ging eine Weile schweigend, dann sprach sie.

„Erzählen Sie mir, Herr Allan,“ sagte sie, „wie es zuging, daß ich Sie sterbend in der Wüste fand.“

So fing ich an und erzählte ihr alles. Ich brauchte über eine Stunde dazu, und sie hörte aufmerksam zu, und that dann und wann eine Frage.

„Das ist alles sehr wunderbar,“ sagte sie, als ich fertig war, „sehr wunderbar, in der That. Wissen Sie, ich wollte heute mit Hendrika und den Hunden einen Ritt machen und wollte zu Mittag zu Hause sein, da mein Vater krank ist

und ich ihn nicht gern so lange allein lasse. Aber gerade als ich umkehren wollte, es war ungefähr hier, wo wir jetzt sind — ja, dies hier war der Strauch, da sprang ein Bock auf, und die Hunde jagten ihn. Ich folgte ihnen im Galopp, und als wir an den Fluß kamen, durchschwamm der Bock, statt wie sie gewöhnlich thun, sich links zu wenden, den Fluß und wollte nach dem schlechten Lande jenseits. Ich folgte ihm, und ungefähr hundert Schritte von dem großen Baume entfernt töteten ihn die Hunde. Hendrika wollte, ich sollte gleich umkehren, aber ich sagte, daß wir erst noch im Schatten des Baumes rasten wollten, denn ich wußte, daß eine Wasserquelle in der Nähe war. Nun also, wir ritten hin, und da sah ich Sie alle wie tot liegen; aber Hendrika, die in manchen Dingen sehr klug ist, sagte, sie wären nicht tot — und das übrige wissen Sie. Ja, es ist sehr wunderbar.“

„Das ist es in der That,“ sagte ich. „Nun sagen Sie mir, Fräulein Stella, wer ist Hendrika?“

Ehe sie antwortete, wandte sie sich um, um zu sehen, ob sie nicht in der Nähe wäre.

„Ihre Geschichte ist sehr seltsam, Herr Allan. Ich will sie Ihnen erzählen. Sie müssen wissen, daß alle die Gebirge und das Land dahinter voller Paviane sind. Als ich ein Mädchen von zehn Jahren war, pflegte ich häufig allein in den Bergen und Thälern herumzuschweifen und die Paviane zu beobachten, wie sie zwischen den Felsen spielten. Eine Pavianfamilie war da, die ich ganz besonders beobachtete — sie pflegte in einer Kluft ungefähr eine englische Meile von unserem Hause entfernt zu leben. Der alte Pavianmann war sehr groß, und eins der Weibchen hatte ein graues Gesicht. Aber der Grund, warum ich sie beobachtete, war, weil ich sah, daß sie bei sich ein Geschöpf hatten, das wie ein Mädchen aussah, denn seine Haut war ganz weiß, und was noch seltsamer war, sobald das Wetter kühl wurde, schützten sie es gegen die Kälte durch einen Pelzstreifen, den sie ihm um den Hals banden. Die alten Paviane schienen dieses Wesen besonders gern zu haben und saßen oft da, die Arme um seinen Hals geschlungen. Fast einen ganzen Sommer hindurch beobachtete ich diesen weißhäutigen Pavian, bis mich endlich die Neugierde

überwältigte. Ich bemerkte, daß er, obgleich er mit den anderen Pavianen zwischen den Klippen umherkletterte, zu einer gewissen Stunde kurz vor Sonnenuntergang mit ein oder zwei viel kleinern Pavianen in eine kleine Höhle gebracht wurde,



während die übrige Familie fortging, um Futter zu holen, nach den Maisfeldern, vermute ich. Dann faßte ich den Entschluß, daß ich den weißen Pavian fangen und nach Hause bringen wollte. Aber das konnte ich freilich nicht allein thun, so zog ich einen Hottentotten — einen Mann, der,

wenn er nicht betrunken war, sehr klug war und der in unserm Orte lebte — ins Vertrauen. Er wurde Hendrik genannt und hatte mich sehr gern; aber lange Zeit wollte er nichts von meinem Plane wissen, weil er sagte, die Paviane würden uns töten. Endlich bestach ich ihn mit einem Messer, das vier Klingen hatte, und an einem Nachmittage brachen wir auf, Hendrik trug einen derben Sack, der aus Fell gemacht war, und um seine Oeffnung lief ein Strick, so daß wir ihn fest zusammenziehen konnten.

Nun also, wir kamen an den Platz und verbargen uns sorgsam hinter den Bäumen am Fuße der Klippe, wir beobachteten die Paviane, die herumspielten und sich angrunzten, bis sie endlich, der Gewohnheit gemäß, das weiße und drei andere kleine Babies ergriffen und in die Höhle steckten. Dann kam der alte Mann heraus, sah sich sorgfältig um, rief seine Familie zusammen und verschwand mit ihr über dem Gipfel der Klippe. Nun krochen wir langsam und vorsichtig über die Felsen, bis wir an die Oeffnung der Höhle kamen und blickten hinein. All die vier kleinen Paviane schliefen ganz fest, den Rücken uns zu-



gekehrt und die Arme gegenseitig um den Hals gelegt; das weiße lag in der Mitte. Nichts konnte für unseren Plan besser sein. Hendrik, der mittlerweile mit allem Eifer bei der Sache war, kroch wie eine Schlange

in die Höhle und stülpte die Öffnung des Fellsackes über den Kopf des weißen Bavians. Das arme kleine Ding wachte auf und machte einen herzhaften Sprung, wodurch es natürlich gerade in dem Sack verschwand. Dann zog Hendrik die Schnur zu, und gemeinsam knoteten wir sie so fest, daß ein Entfliehen für unseren

Gefangenen unmöglich war. Inzwischen waren die anderen Paviankinder schreiend aus der Höhle gestürmt, und als wir herauskamen, waren sie nirgends mehr zu sehen.

„Kommen Sie flink, Fräulein,“ jagte Hendrik; „die Paviane werden bald zurückkommen!“

Er hatte den Sack auf die Schulter genommen und darin stieß der weiße Pavian heftig mit den Füßen und schrie wie ein Kind. Seine Schreie zu hören war ganz schrecklich.

Wir kletterten an der Seite der Klippe hinab und liefen dann so schnell wir konnten nach Hause. Als wir an den Wasserfall gelangten, noch ungefähr 300 Schritte von der Gartenmauer, hörten wir hinter uns eine Stimme, und da sprang die ganze Pavianfamilie von Fels zu Fels und lief über das Gras, angeführt von dem alten Manne.

„Laufen Sie, Fräulein, laufen Sie!“ rief Hendrik, und ich lief wie der Wind und ließ ihn weit zurück. Ich stürmte in den Garten, wo einige Kaffern arbeiteten, und schrie: „Die Paviane! die Paviane!“ Zum Glück hatten die Leute ihre Stöcke und Speere bei sich und kamen gerade zur

Zeit, um Hendrik zu retten, der bald eingeholt war. Und die Paviane kämpften noch einen guten Kampf darum und liefen erst, als der alte Affe mit einem Assagai getötet war, davon.

Im Kraal ist eine kleine Hütte, wo mein Vater zuweilen Eingeborene einsperrt, die sich schlecht betragen haben. Sie ist sehr stark und hat ein vergittertes Fenster. Dorthin trug Hendrik den Sack, und nachdem er ihn aufgebunden hatte, legte er ihn auf die Erde und lief fort, indem er die Thür hinter sich zumachte. Im nächsten Augenblick war das kleine Ding aus dem Sack und rannte wie toll in der Steinhütte hin und her. Es sprang an die Fenstergitter, hielt sich daran fest und stieß mit dem Kopf dagegen, bis er blutete. Dann fiel es auf die Erde und saß da, indem es wie ein Kind schrie und sich nach vorn und hinten bog. Es war so traurig anzusehen, daß ich auch zu weinen anfing.

Gerade da trat mein Vater herzu und fragte, was all der Lärm zu bedeuten hätte. Ich sagte ihm, daß wir einen jungen weißen Pavian gefangen hätten, und er wurde ärgerlich und sagte, wir müßten ihn wieder freigeben. Aber als er

durch die Gitterstäbe des Fensters blickte, fiel er vor Erstaunen fast um.

„Oh, oh,“ sagte er, „das ist kein Pavian, das ist ein weißes Kind, das die Paviane gestohlen und großgezogen haben!“

Nun, Herr Allan, können Sie ja selbst entscheiden, ob mein Vater recht oder unrecht hat. Sie sehen Hendrika — wir nannten sie so nach Hendrik, der sie fing — sie ist ein Mädchen, kein Affe, und doch hat sie viele Eigentümlichkeiten der Affen und sieht auch wie einer aus. Sie sahen, wie sie zum Beispiel klettern kann, und Sie hören, wie sie spricht. Auch ist sie sehr wild, und wenn sie ärgerlich oder eifersüchtig ist, so gebärdet sie sich wie toll, dabei ist sie aber so klug wie nur irgend jemand. Ich denke mir, daß sie als ganz kleines Kind von den Pavianen gestohlen und von ihnen genährt sein muß, und daß sie ihnen deshalb so ähnlich ist.

Aber um fortzufahren. Mein Vater sagte, daß es unsere Pflicht wäre, Hendrika auf jede Gefahr hin zu behalten. Das schlimmste war, daß sie drei Tage lang nichts essen wollte, und ich dachte, sie würde sterben, denn die ganze Zeit saß sie da

und jammerte. Am dritten Tage jedoch ging ich an die Gitterstäbe des Fensters und hielt ihr eine Tasse Milch und etwas Obst hin. Sie sah es erst lange an, dann kroch sie stöhnend heran, nahm die Milch aus meiner Hand und trank sie gierig,



und dann aß sie die Früchte. Von der Zeit nahm sie gern Nahrung zu sich, aber nur, wenn ich sie fütterte. Aber ich muß Ihnen von Hendriks schrecklichem Ende erzählen. Von dem Tage an, daß wir Hendrika gefangen hatten, schwärmte der ganze

Platz von Pavianen, die augenscheinlich damit beschäftigt waren, die Kraale zu bewachen.

Eines Tages ging Hendrik allein nach den Bergen, um irgend welche Arzneikräuter zu sammeln. Er kam nicht wieder zurück; so gingen wir den nächsten Tag, ihn zu suchen. Bei einem hohen Felsen, den ich Ihnen zeigen kann, fanden wir seine zerstreuten und zerstückelten Glieder, die Stücke seines Assagai und vier tote Paviane. Sie hatten ihn erfaßt und in Stücke gerissen.

Mein Vater war darüber sehr erschrocken, aber dennoch wollte er Hendrika nicht fortlassen, weil er sagte, daß sie menschlich wäre, und daß es unsere Pflicht wäre, sie zu behalten. Und das thaten wir auch — wenigstens bis zu einem gewissen Grade. Nach der Ermordung Hendriks verschwanden die Paviane aus der Nachbarschaft und sind erst kürzlich zurückgekehrt, so daß wir damals wagten, Hendrika herauszulassen. Mittlerweile hatte sie mich sehr lieb gewonnen, und dennoch lief sie bei der ersten Gelegenheit fort. Aber am Abende kehrte sie zurück. Sie hatte die Paviane gesucht und konnte sie nicht finden. Bald nachher fing sie zu sprechen an — ich lehrte sie

— und von jener Zeit an hat sie mich so lieb, daß sie mich nie verlassen will. Ich glaube, ich würde sie töten, wenn ich sie verliese. Sie bewacht mich den ganzen Tag, und des Nachts schläft sie in meiner Hütte an der Erde. Einstmals rettete sie auch mein Leben, als ich von der Strömung im Flusse fortgerissen wurde; aber sie ist eifersüchtig und haßt sonst jeden. Sehen Sie, wie sie Sie wild anstarrt, weil ich mit Ihnen spreche!“

Ich sah hin, Hendrika trottete mit dem Kinde in ihren Armen und starrte mich in düsterer Weise aus den Ecken ihrer Augen an.

Während ich über des Pavianmädchens seltsame Geschichte nachsann und fand, daß sie eine recht unbequeme Person wäre, machte der Pfad eine plötzliche Wendung.

„Sehen Sie!“ sagte Stella, „dort ist unser Haus. Ist es nicht schön?“

Und schön war es in der That. Hier an der westlichen Seite des großen Berges war eine Bucht in das Gebirge geschnitten, die ungefähr achthundert oder tausend Schritte breit und einen Kilometer tief sein mochte. Am Ende des Ein-

schnittes erhob sich die blanke Klippe zu einer Höhe von einigen hundert Fuß, und über ihr türmte sich der große Babyan Peak gen Himmel. Die Erdofläche, von den Armen des Gebirges umschlungen, war wie durch geschickte Menschenhand in drei Terrassen angelegt, von denen sich immer eine über der andern erhob. Zur Rechten und Linken der obersten Terrasse waren Bergspalten, und aus jeder dieser Spalten fiel ein Wasserfall, nicht eben von bedeutender Höhe, aber von beträchtlichem Umfange. Diese beiden Flüsse flossen zu beiden Seiten des eingeschlossenen Raumes ab, der eine nach Norden und der andere, dessen Laufe wir gefolgt waren, um den Fuß des Gebirges herum. Bei jeder Terrasse bildeten sie einen Wasserfall, so daß der sich nahende Reisende gleichzeitig den Anblick von acht Wasserfällen hatte. Am Flußufer entlang zu unserer Linken waren Kaffernkraale, die in ordentlichen Gruppen mit Verandas gebaut waren, nach der Basuto Art, und ein sehr großer Teil der ganzen Landfläche war bebaut. All dieses bemerkte ich sofort, ebensowohl wie die außerordentliche Güte und Tiefe des Bodens, der seit vielen, vielen Jahren von

den Berghöhen heruntergespielt war. Dann folgte ich mit den Blicken dem vorzüglichen Fahrwege, auf dem wir uns nun befanden, und der sich von Terrasse zu Terrasse hinaufwand, und mein Auge haftete auf dem diese ganze Scene krönenden Wunder. Denn in der Mitte der obersten Plattform oder Terrasse, die vielleicht acht oder zehn Morgen umfaßte und fast völlig von Hainen aus Orangenbäumen umgeben war, glänzten Gebäude, wie ich ähnliche noch nie gesehen hatte. Sie bildeten drei Gruppen, eine in der Mitte und eine zu jeder Seite ein wenig zurücktretend, aber wie ich nachher entdeckte, war der Plan zu allen derselbe. In der Mitte war ein Gebäude, das wie eine gewöhnliche Suluhütte konstruirt war — das heißt in der Form eines Bienenkorbes, nur war es fünfmal so groß, als irgend eine Hütte, die ich je gesehen hatte, und aus Blöcken von behauenen weißen Marmor gebaut, die mit außerordentlicher Kenntniß des Gewölbebaues zusammengefügt waren und mit der höchsten Genauigkeit und Vollendung. Von dieser Mittelhütte liefen drei überdeckte Gänge nach anderen Gebäuden ganz ähnlichen Charakters, nur kleiner,

und jede ganze Gruppe war mit einer Marmor-
mauer von ungefähr vier Fuß Höhe umgeben.

Natürlich waren wir vorläufig noch zu weit
entfernt, um all diese Details zu gewahren, aber
das allgemeine Aeußere sah ich sofort, und es
setzte mich in kein geringes Erstaunen. Selbst der
alte Indaba-Zimbi, den die Pavianfrau nicht
gerührt hatte, ließ sich herab, Erstaunen zu zeigen.

„Oh!“ sagte er, „dies ist ein Platz der Wunder.
Wer sah denn je Kraals aus weißem Steine ge-
baut?“

Stella beobachtete unsere Gesichter mit dem
Ausdruck großen Vergnügens, sagte aber nichts.

„Baute Ihr Vater diese Kraale?“ stammelte
ich endlich.

„Mein Vater? nein, natürlich nicht,“ ant-
wortete sie. „Wie könnte ein einziger weißer
Mann das vollbracht oder diesen Weg angelegt
haben? Er fand sie, wie Sie sehen.“

„Wer baute sie denn?“ fragte ich wieder.

„Ich weiß nicht. Mein Vater denkt, daß sie
sehr alt sind, denn die Leute, die hier herum
leben, wissen nicht, wie sie einen Stein auf den
andern legen sollen, und diese Hütten sind so

wundervoll gebaut, daß, obgleich sie seit langen Jahren gestanden haben müssen, kein Stein gefallen ist. Aber ich kann Ihnen den Bruch zeigen, wo der Marmor gebrochen ist; er ist ganz dicht hier bei, und dahinter ist der Eingang zu einem alten Bergwerk, und mein Vater glaubt, es war eine Silbermine. Vielleicht haben die Leute, die das Bergwerk ausnuzten, die Marmorhütten gebaut. Die Welt ist alt, und sicherlich haben viele Menschen darin gelebt und sind vergessen.“*)

Dann ritten wir schweigend weiter. Ich habe manchen wundervollen Anblick in Afrika gehabt,

*) Kraale von ganz ähnlicher Beschaffenheit, wie die von Herrn Quatermain beschriebenen, sind in dem Marico-district im Transvaal entdeckt, und eine Illustration derselben findet sich in Herrn Andersons „Fünfundzwanzig Jahre in einem Wagen.“ vol. II p. 55. Herr Anderson sagt: „In diesem Distrikte liegen die alten Steinkraale, die ich in einem früheren Kapitel erwähnt habe; aber es bedarf einer genaueren Beschreibung, um zu zeigen, daß diese ausgedehnten Kraale von einer weißen Rasse angelegt sein müssen, die es verstand, in Stein zu bauen, mit rechten Winkeln, Thürpfosten, Fenstereinfassungen und Simsen, und es bedarf mehr als der Rasserngeschicklichkeit, um Steinhütten zu erbauen, mit steinernen rundlichen Dächern, die wundervoll geformt und äußerst dauerhaft sind, stark genug, um, wenn sie nicht zerstört werden, noch tausend Jahre zu dauern.“

und in dieser Sache wie in anderen sind Vergleiche widerwärtig und wertlos, aber ich glaube nicht, daß ich je eine lieblichere Scene sah. Es war nicht ein einzelner Gegenstand — es war die Zusammenstellung des mächtigen Bergfegels, der hinaus in die unendliche Ebene schaute, die großen Klippen, die Wasserfälle, die in Regenbogenfarben funkelten, die Flüsse, die das reiche bebaute Land umgürteten, das goldgefleckte Grün der Orangebäume, die leuchtenden Kuppeln der Marmorthütten und tausend andere Dinge. Dann lag über allem der Frieden des Abends und der unendliche Glanz des Sonnenuntergangs, der den Himmel mit wechselndem Farbenglanze schmückte, der Berge und Klippen in goldene und purpurfarbene Mäntel hüllte und auf dem stillen Antlitz des Wassers wie das Lächeln eines Gottes lag.

Vielleicht erhöhte auch der Kontrast und die Erinnerung an jene drei grauenhaften Tage und Nächte in der hoffnungslosen Wüste den Reiz, und vielleicht vervollständigte ihn die Schönheit des Mädchens, das neben mir schritt. Denn dessen bin ich sicher, von all den reizenden, lieb-

lichen Dingen, die ich erblickte, war sie das reizendste, lieblichste. Ach, ich brauchte nicht lange Zeit, um mein Schickſal zu finden. Wie lange wird es währen, bis ich ſie endlich wiederfinde!





8. Kapitel.

Endlich war die letzte Plattform oder Terrasse erreicht und wir ritten außerhalb der Mauer herum, die die mittlere Gruppe der Marmorthütten umgab — denn so muß ich sie bezeichnen, weil ich keinen bessern Namen dafür finde. Unser Näherkommen war von einer Menge von Eingeborenen bemerkt worden, deren Rasse ich niemals habe ganz deutlich ausfindig machen können; sie gehörten eher zu den Basutos, der friedlichen Abteilung der Bantu-Völker, als zu den Sulus, der kriegerischen. Einige von ihnen eilten herbei, um die Pferde zu nehmen, und starrten uns mit Verwunderung, die mit Ehrfurcht gemischt war, an. Wir stiegen ab — ich für meinen Teil nicht ohne Mühe — und hätte nicht Stella mich unterstützt, so wäre ich hingefallen.

„Nun müssen Sie kommen und meinen Vater

sehen," sagte sie, „ich bin begierig, was er von dem allen denken wird, es ist gar zu seltsam. Hendrika, nimm das Kind mit nach meiner Hütte und gib ihm Milch, dann bring es zu Bett; ich komme gleich.“

Hendrika ging mit einem etwas häßlichen Grinsen fort, um dem Befehle ihrer Herrin nachzukommen, und Stella führte uns durch das enge Thor in der Marmormauer, die ungefähr dreiviertel Morgen Land umschloß. Es war herrlich als Garten bepflanzt, viele europäische Gemüse und Blumen wuchsen darin, außer anderen, die ich nicht kannte. Gleich darauf gelangten wir an die Mittelhütte und dabei bemerkte ich die außerordentliche Schönheit und Vollendung des Marmorbauwerks. In der Hütte, dem Thor gegenüber, war eine moderne Thür, die ziemlich roh aus Holz gearbeitet war, einem wunderbaren roten Holze, das aussah, als wäre es sorgfältig mit der Nadel gesprenkelt. Stella öffnete sie, und wir traten ein. Das Innere der Hütte hatte die Form eines großen luftigen Zimmers, und die Wände waren von schlichtem poliertem Marmor. Es war etwas schwach, aber höchst

effektivoll, durch sonderbare Oeffnungen im Dach erleuchtet, von denen der Regen durch überhängende Rinnen abgehalten wurde. Der Marmorfußboden war mit den landesüblichen Matten und Tierfellen belegt. Bücherschränke voller Bücher standen an den Wänden, in der Mitte war ein Tisch, Stühle, die mit Fellstreifen bekleidet waren, standen umher, und hinter dem Tische stand ein Sofa, auf dem ein Mann lag und las.

„Bist du es, Stella?“ sagte eine Stimme, die mir selbst nach so langen Jahren merkwürdig vertraut klang. „Wo warst du denn, mein Liebling? Ich dachte schon, du hättest dich wieder verirrt.“

„Nein, lieber Vater, ich habe mich nicht verirrt, aber ich habe jemand gefunden.“

In diesem Augenblicke trat ich vor, so daß das Licht auf mich fiel. Der alte Herr auf dem Sofa erhob sich mit einiger Mühe und verbeugte sich sehr höflich. Es war ein fein aussehender Mann, mit tiefliegenden dunklen Augen, einem bleichen Gesichte, das viele Spuren geistigen und körperlichen Leidens trug, und einem langen weißen Barte.

„Seien Sie willkommen, Herr,“ sagte er. „Es ist lange her, daß ich in dieser Wildnis kein weißes Gesicht gesehen habe, und Ihres ist, wenn mich nicht alles täuscht, das eines Engländers. Seit zehn Jahren ist kein Engländer hier gewesen, und jener, es thut mir leid zu sagen, war ein Ausgestoßener, der der Gerechtigkeit entflohen war,“ und er verbeugte sich wieder und streckte mir seine Hand entgegen.

Ich sah ihn an, und plötzlich kam mir sein Name ins Gedächtnis zurück. Ich ergriff seine Hand.

„Wie geht es Ihnen, Herr Carson?“ sagte ich.

Er fuhr zurück, als wenn ihm jemand einen Schlag versetzt hätte.

„Wer hat Ihnen den Namen gesagt?“ rief er. „Es ist ein toter Name, Stella, warst du es? Ich verbot dir, ihn über die Lippen zu bringen.“

„Ich nannte ihn nicht, Vater. Ich habe ihn noch nie genannt,“ antwortete sie.

„Mein Herr,“ unterbrach ich sie, „wenn Sie gestatten, will ich Ihnen sagen, woher ich Ihren Namen weiß. Entsinnen Sie sich, daß Sie vor

vielen Jahren in das Studierzimmer eines Geistlichen in Dyfordshire traten und ihm sagten, daß Sie England für immer verlassen wollten?“

Er bewegte den Kopf beistimmend.

„Und entsinnen Sie sich eines kleinen Knaben, der auf dem Teppich vor dem Kamine saß und mit einem Bleistift schrieb?“

„Das thue ich,“ sagte er.

„Herr, der Knabe war ich, und mein Name ist Allan Quatermain. Jene Kinder, die damals krank lagen, sind alle tot, ihre Mutter ist tot, und mein Vater, Ihr alter Freund, ist ebenfalls tot. Wie Sie wanderte er aus und starb letztes Jahr im Kaplande. Aber das ist nicht die ganze Geschichte. Nach vielen Abenteuern gelangten ich, ein Kaffer und ein kleines Mädchen, nach dem schlechten Lande, wo wir tagelang ohne Wasser gewandert waren, und dort wären wir umgekommen, aber Ihre Tochter, Fräulein —“

„Nennen Sie sie Stella,“ unterbrach er mich hastig. „Ich kann es nicht ertragen, den Namen zu hören. Ich habe ihn abgeschworen.“

„Fräulein Stella fand uns durch Zufall und rettete unser Leben.“

„Durch Zufall, sagen Sie, Allan Quatermain?“ antwortete er. „Dabei ist wenig Zufall; solche Zufälle entspringen einem anderen Willen als dem unserigen. Willkommen Allan, Sohn meines alten Freundes. Hier leben wir wie in einer Einsiedelei mit der Natur als unserer einzigen Freundin; aber was wir besitzen, gehört Ihnen, und so lange Sie es nehmen wollen. Aber Sie müssen ganz verhungert sein; reden Sie nicht mehr. Stella, es ist Zeit zum Essen. Morgen wollen wir reden.“

Um die Wahrheit zu gestehen, kann ich mich auf wenig andere Vorkommnisse dieses Abends besinnen. Eine Art schwindliger Müdigkeit überfiel mich. Ich entsinne mich, daß ich an einem Tische neben Stella saß und es mir wacker munden ließ, und dann besinne ich mich auf nichts weiter.

Als ich erwachte, lag ich in einem bequemen Bette in einer Hütte, die genau nach dem Muster der mittleren gebaut war. Während ich überlegte, welche Zeit es wohl sein möchte, kam ein Eingeborener und brachte einige saubere Kleider auf dem Arme, und Luxus über Luxus, auch eine Badewanne, die aus ausgehöhltem Holze bestand.

Ich erhob mich und fühlte mich ein ganz anderer Mensch. Meine Kräfte waren zurückgekehrt; ich kleidete mich an, dann ging ich durch einen überdeckten Gang und gelangte in die mittlere Hütte. Hier war der Tisch für das Frühstück gedeckt und mit allerhand guten Sachen besetzt, wie ich solche seit Monaten nicht gesehen hatte, und ich betrachtete sie mit gesunder Befriedigung. Dann blickte ich auf, und ein entzückender Anblick bot sich mir dar, denn in einem der Thorwege, die zu den Schlafhütten führten, stand Stella und führte die kleine Tota an der Hand.

Sie war sehr einfach gekleidet und trug ein loses blaues Kleid mit breitem Kragen und um die Taille von einem schmalen Ledergürtel zusammengehalten. An ihrer Brust steckte ein Zweig von Drangenblüten, und ihr krauses Haar war zu einem Knoten an ihrem schöngeformten Kopfe verschlungen. Sie grüßte mich mit einem süßen Lächeln und fragte, wie ich geschlafen hätte, dann hielt sie Tota in die Höhe, damit ich sie küssen sollte. Unter ihrer liebenden Sorgfalt war das Kind ganz verwandelt. Es trug ein sauberes Kleid von demselben Stoffe wie Stella, ihr

blondes Haar war gebürstet, und wenn man nicht die Sonnenbläschen auf ihrem Gesichte gesehen hätte, so hätte man kaum geglaubt, daß dies dasselbe Kind war, das Indaba-Zimbi und ich Stunde für Stunde durch die brennende, wasserlose Wüste geschleppt hatten.

„Wir müssen allein frühstücken, Herr Allan,“ sagte sie; „mein Vater ist von Ihrer Ankunft so aufgeregt, daß er noch nicht aufstehen will. Oh, Sie können sich nicht vorstellen, wie dankbar ich bin, daß Sie gekommen sind. Ich bin in letzter Zeit so besorgt um ihn gewesen. Er wird schwächer und schwächer; mir scheint es, als ob seine Kräfte nach und nach verschwänden. Jetzt verläßt er kaum je den Kraal, ich habe alles in der Farm anzuordnen, und er thut nichts, als lesen und denken.“

In dem Augenblicke trat Hendrika ein, sie trug einen Krug mit Kaffee in der einen und einen Krug mit Milch in der anderen Hand und setzte es auf den Tisch, während sie mir einen wenig liebevollen Blick zuwarf.

„Nimm dich in acht, Hendrika; du schüttest den Kaffee vorbei,“ sagte Stella. „Wundern Sie

sich nicht, wie wir hier zu Kaffee kommen, Herr Allan? Ich will es Ihnen sagen, wir ziehen ihn selbst. Sie können sich gar nicht vorstellen, was wir alles zuwege gebracht haben, seit wir hier sind. Sie sehen, wir haben Arbeiter im Ueberfluß, denn die Leute hier herum betrachten meinen Vater als ihren Häuptling.“

„Ja,“ sagte ich, „aber wie erlangen Sie all diese Luxusgegenstände der Civilisation?“ und ich zeigte auf die Bücher, das Porzellan, die Messer und Gabeln.

„Sehr einfach. Die meisten Bücher brachte mein Vater gleich mit, als er zuerst in diese Wildnis zog. Aber alle drei Jahre haben wir eine Expedition verschiedener Wagen geradeßwegs nach Port Natal geschickt. Die Wagen sind mit Elfenbein und anderen Gütern beladen und kehren mit allerhand Dingen zurück, die aus England für uns geschickt worden sind. Sie sehen, daß wir, obgleich wir in der Wildnis leben, nicht ganz abgeschnitten sind. Wir können Reiter nach Natal hin und her in drei Monaten schicken, und die Wagen gehen im Laufe eines Jahres hin und her. Die letzte Sendung kam vor un-

gefähr drei Monaten ganz wohlbehalten hier an. Unsere Diener sind sehr treu, und einige von ihnen sprechen gut holländisch.“

„Sind Sie je mit den Wagen mitgewesen?“ fragte ich.

„Seit meiner Kinderzeit bin ich niemals mehr als dreißig Meilen von Babyns-Beaf weg gewesen,“ antwortete sie. „Wissen Sie, Herr Allan, daß Sie, mit einer Ausnahme, der einzige Engländer sind, den ich, außer in Büchern, gekannt habe. Vermutlich komme ich Ihnen sehr wild und ungebärdig vor, aber ich habe einen Vorzug genossen, eine gute Erziehung. Mein Vater hat mich alles gelehrt; und vielleicht weiß ich einige Dinge, die Sie nicht wissen. Ich kann zum Beispiel französisch und deutsch lesen. Ich glaube, mein Vater hatte zuerst den Gedanken, mich ganz wild aufwachsen zu lassen, aber er gab es auf.“

„Und möchten Sie nicht in die Welt gehen?“ fragte ich.

„Manchmal wohl,“ sagte sie, „wenn ich mich einsam fühle. Aber vielleicht hat mein Vater recht — vielleicht würde es mich erschrecken und ängstigen. Er wenigstens würde jedenfalls zur

Civilisation zurückkehren; er hat den Entschluß gefaßt, das weiß ich; obgleich ich mir nicht denken kann, warum er ihn hat, oder warum er es nicht ertragen kann, daß unser Name genannt wird. Kurzum, Herr Quatermain, wir machen unser Leben nicht selbst, wir müssen es nehmen, wie wir es finden. Sind Sie mit frühstücken fertig? Lassen Sie uns gehen, damit ich Ihnen unser Reich zeige.“

Ich erhob mich und ging nach meiner Schlafstelle zurück, um meinen Hut zu holen. Als ich zurückkehrte, war Mr. Carson — denn das war ja doch einmal sein Name, obgleich er nicht erlauben wollte, daß er genannt werde — in die Hütte gekommen. Er fühle sich nun wohler, sagte er, und wolle uns begleiten, wenn Stella ihm den Arm geben wolle.

So brachen wir auf, und hinter uns kam Hendrika mit Tota und dem alten Indaba-Zimbi, den ich im Freien frisch wie der Morgen sitzen sah. Den alten Mann konnte nichts ermüden. Die Aussicht von der Plattform war fast ebenso schön, wie die vom Untergrunde, wenn man nach dem Peak sah. Die Marmortraale blickten, wie ich schon gesagt habe, gen Westen, folglich lag



die ganze obere Terrasse bis gegen elf Uhr im Schatten des großen Berges, was unter diesem geographischen Breitengrade ein großer Vorteil war. Erst gingen wir durch den Garten, der wundervoll gepflegt war, und einer der ertragreichsten war, die ich je gesehen habe. Drei oder vier Eingeborene arbeiteten darin, und sie alle begrüßten meinen Wirt als „Baba“ oder Vater. Dann besuchten wir die beiden anderen Gruppen von Marmorhütten. Eine davon war zu Ställen und Außengebäuden benutzt, die anderen als Vorrathshäuser, die mittlere Hütte jedoch war zu einer Kapelle verwandelt. Herr Carson war nicht ordiniert, aber er versuchte ernstlich die Eingeborenen zu bekehren; die meisten von ihnen waren flüchtig und Schutz suchend zu ihm gekommen, und er hatte die hauptsächlichsten kirchlichen Handlungen seit so langen Jahren ausgeführt, daß ich glaube, er hielt sich schließlich selbst für einen Geistlichen. Zum Beispiel traute er immer diejenigen seiner Leute, die sich zur Monogamie verstanden, und taufte ihre Kinder.

Als wir diese wundervollen Ueberbleibsel des Altertums besichtigt, die Orangenbäume,

Weinstöcke und Fruchtbäume bewundert hatten, die alle wie Unkraut in diesem wundervollen Boden und Klima wucherten, stiegen wir zur nächsten Plattform hinab und sahen den Landbetrieb in vollem Gange. Ich glaube, es war die beste Farm, die ich in Afrika gesehen habe. Da war reichlich Wasser zur Bewässerung, das Wiesenland unten gab Weide für Hunderte von Pferden und Vieh, und die Eingeborenen waren sehr fleißig. Außerdem war der ganze Platz von Herrn Carson in korporativem System bewirtschaftet: er nahm nur den Zehnten des Ertrages — und in diesem Lande des unendlichen Ueberflusses, was hätte er da auch mit mehr anfangen sollen? Infolgedessen waren die Stammesleute, die sich übrigens „Kinder des Thomas“ nannten, im stande, beträchtliche Reichtümer anzusammeln. Alle ihre Streitigkeiten wurden vor ihren „Vater“ gebracht, und er war auch bei Beleidigungen und Verbrechen der Richter. Einige wurden mit Einsperrung bestraft, mit Peitschenhieben, mit Verlust an Gütern, andere und ernstere Uebertretungen mit Ausweisung aus der Gemeinschaft, ein Akt, der für einen dieser begünstigten Eingeborenen ebenso schwer ge-

wesen sein muß, wie der Spruch, der Adam aus dem Garten Edens vertrieb.

Der alte Herr Carson lehnte sich auf seiner Tochter Arm und betrachtete die Scene mit Stolz.

„All dies habe ich zuwege gebracht, Allan Quatermain,“ sagte er. „Als ich zuerst der Civilisation entsagte, wanderte ich durch Zufall hierher; indem ich ein Heim an dem verborgensten Platze der Erde suchte, fand ich diesen einsamen Fleck in der Wildnis. Man konnte nichts sehen, als die Lage des Ganzen, die Kuppeln der Marmorhütten und die Wasserfälle. Ich nahm die Hütten in Besitz. Ich reinigte das Stück Gartenland und pflanzte den Drangenhain. Nur sechs Eingeborene hatte ich damals bei mir, aber nach und nach fanden sich andere hinzu, und nun besteht mein Stamm aus tausend. Hier leben wir in vollständigem Frieden und Ueberfluß. Ich habe alles, was ich brauche, und mehr verlange ich nicht. Der Himmel hat mich so weit gesegnet — möchte es so bis zum Ende sein, das für mich schon herannaht. Und nun bin ich müde und will zurückkehren. Wenn Sie den alten Marmorbruch sehen wollen und den Eingang zu den alten Minen,

so wird Stella es Ihnen zeigen. Nein, mein Liebling, du brauchst mich nicht zu begleiten. Ich kann ganz allein fertig werden. Sieh, einige von den obersten Leuten warten auf mich.“

So ging er, und wir wandten uns ab, noch gefolgt von Hendrika und Indaba-Zimbi, und indem wir an dem Ufer des einen Flusses entlang gingen, kamen wir hinter den Marmorkraalen vorbei zu dem Marmorbruche, wo das Material vor längst vergangenen Zeiten hergenommen worden war.

Die Schnittfläche zeigte eine sehr dicke Lage des weißesten und schönsten Marmors. Ich kenne einen ähnlichen Bruch in Port Natal. Aber wer ihn bearbeitet hat, kann ich nicht sagen. Keinenfalls Eingeborene, das ist gewiß, obgleich die Erbauer des Kraals sich herabgelassen hatten, die Form der dort üblichen Hütten zum Modell zu nehmen. Die einzige Reliquie dieser Erbauer, die ich gesehen habe, war eine höchst vollendete bronzene Spitzhacke, die Stella eines Tages in dem Bruche fand. Nachdem wir ihn untersucht hatten, kletterten wir an dem Abhange des Hügels hinauf, bis wir zu der Oeffnung der alten Minen kamen, die in einer

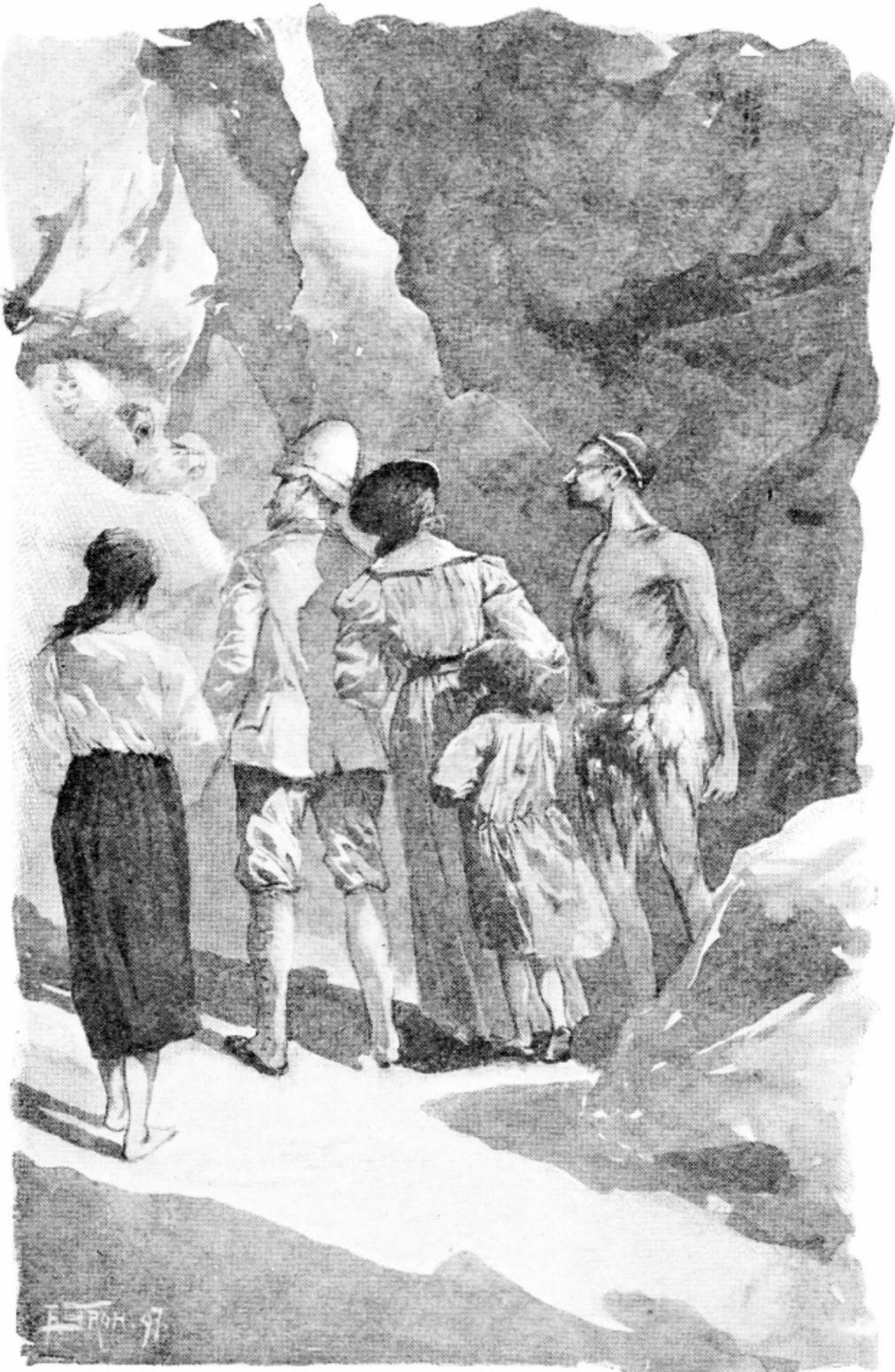
Art von Schlucht lagen. Ich glaube, daß es Silberminen gewesen sind. Die Schlucht war lang und eng, und in dem Augenblicke, wo wir sie betraten, erhob sich von jeder Seite ein grunzender, bellender Ton, der fast ausreichte, um einen taub zu machen. Ich wußte sofort, was es war; der ganze Ort war mit Pavianen gefüllt, die aus jeder Richtung an den Felsen herab und auf uns zu kletterten, in einer Weise, die mir merkwürdig furchtlos vorkam. Stella wurde ein wenig blaß und hing sich an meinen Arm.

„Es ist sehr thöricht von mir,“ flüsterte sie. „Ich bin nicht die Spur nervös, aber ich kann den Anblick dieser Tiere gar nicht ertragen, seitdem sie Hendrik töteten. Ich denke immer, es ist etwas Menschliches an ihnen.“

Mittlerweile kamen die Paviane näher heran und sprachen dabei miteinander. Tota fing zu schreien an und hing sich an Stella. Stella hing an mir, während Indaba-Zimbi und ich uns der Sache gegenüber so kühn, als wir konnten, benahmen. Nur Hendrika stand da und blickte auf die Ungeheuer mit einem gleichgültigen Lächeln auf ihrem Affengesichte. Als die großen Affen

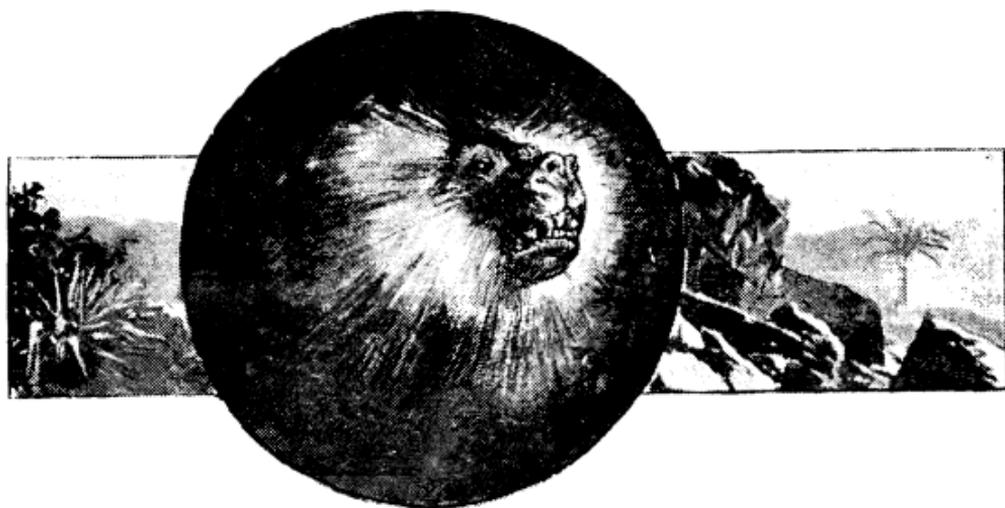
ganz nahe heran waren, rief sie plötzlich ganz laut. Sofort hörten sie mit ihrem fürchterlichen Geschrei auf, als ob sie einem Befehle gehorchten. Dann redete Hendrika sie an. Ich kann es nicht anders beschreiben, als sie machte einen Lärm so wie die Paviane, wenn sie sich unterhalten. Ich habe Hottentotten und Buschmänner gekannt, die mir sagten, daß sie mit den Pavianen sprechen könnten und deren Sprache verstünden, aber ich gestehe, daß ich es nie vor- oder nachher gehört habe.

Aus Hendrikas Munde kam eine Folge von Grunzen, Stöhnen, Schnalzen und jedem anderen abscheulichen Geräusche, das man sich vorstellen kann. Mir kam das Ganze wie eine Art Straf- rede vor. Auf jeden Fall hörten die Paviane zu. Einer von ihnen grunzte eine Antwort zurück, und dann zog sich die ganze Herde wieder nach den Bergen. Ich stand erstaunt, und wir wandten uns ohne eine Wort zu sprechen nach dem Kraal zurück, denn Hendrika war mir gegenüber zu verschlossen, als daß ich mit ihr hätte reden können. Als wir die erste Hütte erreichten, ging Stella hinein, von Hendrika gefolgt. Aber Indaba-



Zimbi zupfte mich am Nermel, und ich blieb draußen.

„Macumazahn,“ sagte er, „Bavianfrau — Teufelfrau, sei vorsichtig, Macumazahn. Sie liebt jenen ‚Stern‘ (die Eingeborenen nannten Stella treffender Weise den Stern), und ist eifersüchtig. Sei vorsichtig, Macumazahn, oder der Stern wird untergehen!“





9. Kapitel.

Es ist für mich sehr schwierig, den Zeitraum, der zwischen meiner Ankunft in Babylon = Peak und meiner Heirat mit Stella liegt, zu beschreiben. Wenn ich darauf zurückblicke, scheint er mir süß wie Blumenduft, verschleiert wie die glückliche Dämmerzeit der Sommerabende, während durch die Süßigkeit der Ton von Stellas Stimme hindurchklingt und durch die Dämmerung das Sternlicht ihrer Augen blinkt. Ich glaube, daß wir uns beide vom ersten Augenblick an liebten, obwohl wir eine Zeit lang kein Wort von Liebe sprachen. Tag für Tag ging ich mit ihr im Orte umher, nur von Hendrika und der kleinen Tota begleitet, während sie die tausend Sachen erledigte, die ihres Vaters zunehmende Schwäche ihr auferlegt hatte; oder vielmehr ich besorgte im

Laufe der Zeit die Angelegenheiten, und sie begleitete mich. Den ganzen Tag über waren wir zusammen. Dann gingen wir nach dem Abendbrote, wenn die Nacht herniedergesunken war, zusammen in den Garten und kamen endlich herein, um ihren Vater laut vorlesen zu hören, bald Dichterwerke, bald Geschichte, oder, wenn er sich nicht wohlfühlte, las Stella, und wenn das vorüber war, dann sprach Herr Carson ein kurzes Gebet, und wir trennten uns, bis der Morgen uns wieder die glückliche Stunde des Wiederfindens brachte.

So gingen die Wochen hin, und mit jeder Woche lernte ich meinen Liebling besser kennen. Oft sinne ich darüber nach, ob meine liebe Erinnerung mich täuscht, oder ob es wirklich Frauen giebt, die so lieb, so süß sind, wie sie. War es die Einsamkeit, die ihr solche Tiefe, solche Sanftheit gegeben hatte? War es der langjährige Umgang mit der Natur, der sie mit so besonderer Anmut geschmückt hatte, der Anmut, die wir in sich erschließenden Blumen, in knospenden Bäumen finden? Hatte sie die murmelnde Stimme durch den Ton der Flüsse, die beständig neben ihrer

felsigen Heimat rauschten, erhalten? War es die Milde des Abendhimmels, unter dem sie so gerne wandelte, die wie ein Hauch auf ihrem Gesichte lag, und war es das Licht der Abendsterne, das in ihren ruhigen Augen schien? Für mich wenigstens war sie die Verkörperung des Traumes, der den Schlaf des sündenbefleckten Mannes verfolgt; so malt sie mir mein Gedächtnis vor, so hoffe ich sie zu finden, wenn der letzte Schlaf zu Ende, die fieberhaften Träume für immer abgethan sind.

Endlich kam ein Tag — der gesegnetste Tag meines Lebens, an dem wir uns unsere Liebe gestanden. Wir waren den ganzen Morgen zusammen gewesen, aber nach Tisch fühlte sich Herr Carson so unwohl, daß Stella bei ihm drin blieb. Beim Abendbrot trafen wir uns wieder und nach demselben, als sie die kleine Tota, mit der sie sich sehr befreundet hatte, zu Bett gebracht hatte, gingen wir hinaus und ließen Herrn Carson auf seinem Sofa schlummernd zurück. Die Nacht war warm und lieblich, und ohne zu reden gingen wir durch den Garten bis nach dem Drangenhain und setzten uns dort auf einem Felsblock nieder. Ein leichter Wind schüttelte die Blütenblätter der

Drangen in Schauern über uns und trug ihren zarten Duft nach nah und fern. Tiefes Schweigen herrschte ringsumher und wurde nur durch den Ton des fallenden Wassers unterbrochen, der jetzt zu einem schwachen Murmeln erstarb und dann, wenn sich die unbeständige Brise uns zuwandte, laut an unser Ohr rauschte. Der Mond war noch nicht sichtbar, aber schon zeigten die dunklen Wolken, die am Himmel über uns zogen, — denn es hatte geregnet — einen silberigen Glanz, der uns verriet, daß er hell hinter dem Berge schien. Stella fing an, mit ihrer leisen, sanften Stimme zu plaudern, und erzählte mir von ihrem Leben in der Wildnis und wie sie es nach und nach lieb gewonnen hätte, wie ihre Gedankenwelt nach und nach reicher geworden, und wie sie sich die große rastlose Welt ausmalte, die sie niemals gesehen hatte und deren Bild ihr nur aus den Büchern, die sie gelesen hatte, erstand. Es war eine seltsame Vorstellung, die sie vom Leben hatte; die Dinge waren darin ganz aus dem richtigen Verhältnis; es glich mehr einem Traume als der Wirklichkeit — ein Spiegelbild und nicht das wahre Gesicht der Dinge. Die

Vorstellung großer Städte, besonders Londons, hatte eine Art von Bezauberung für sie; sie konnte sich kaum das Treiben dort vorstellen, den Lärm und die Eile, die dichten Mengen von Männern und Frauen, die einander ganz fremd sind, und die fieberhaft nach Reichtum und Vergnügen unter dem trüben Himmel suchen, und die einer den anderen im Eifer ihres Wettbewerbes zu Boden treten.

„Warum ist denn das alles?“ fragte sie ernsthaft. „Was suchen sie? da sie nur so kurze Zeit zu leben haben, weshalb vergeuden sie ihre Kräfte so?“

Ich sagte ihr, daß bei der Mehrzahl der Menschen die harte Notwendigkeit sie vorwärts triebe, aber sie konnte das kaum begreifen. So wie sie gelebt hatte inmitten des größten Ueberflusses der fruchtbaren Erde, schien sie gar nicht zu verstehen, daß es Millionen giebt, die von Tag zu Tag nicht wissen, wie sie ihren Hunger stillen sollen.

„Ich habe gar kein Verlangen, dorthin zu gehen,“ fuhr sie fort; „ich würde erschrecken und mich zu Tode ängstigen. Und solch ein Leben ist nicht naturgemäß. Gott setzte Adam und Eva in den Garten, und so wollte er, daß ihre Nachkommen leben sollten — in Frieden, und indem



sie auf schöne Dinge blicken. So stelle ich mir ein vollkommenes Leben vor. Ein anderes brauche ich nicht.“

„Ich dachte, Sie hätten mir einstmals gesagt, daß Sie es einsam fänden,“ sagte ich.

„Das that ich auch,“ antwortete sie unschuldig, „aber das war, ehe Sie herkamen. Nun fühle ich mich nie mehr einsam, nun ist es vollkommen — vollkommen wie die Nacht.“

Gerade in dem Augenblick erhob sich der Mond über der Spitze des Peak und seine Strahlen durchbrachen weit und breit das neblige Thal, glänzten auf dem Wasser, weilten in der Ebene, suchten die versteckten Felsplätze auf und hüllten die schönen Gebilde der Natur wie in einen silbernen Brautschleier, durch den ihre Schönheit geheimnisvoll erschien.

Stella blickte hinab auf das terrassenförmige Thal; sie wandte sich um und blickte hinauf in das goldene Antlitz des Mondes, und dann sah sie mich an. Die Schönheit der Nacht lag auf ihrem Gesichte, der Duft der Nacht lag auf ihrem Haare, das Geheimnis der Nacht schien in ihren beschatteten Augen. Sie blickte mich an, ich sie,

und all die Liebe unserer Herzen erblühte zwischen uns. Wir sprachen kein Wort — wir hatten keine Worte zu sprechen — aber langsam rückten wir uns näher, bis sich Lippe auf Lippe preßte, und wir unser ewiges Verlöbniß durch Küsse besiegelten.

Sie war es, die das heilige Schweigen brach, indem sie mit ganz veränderter Stimme redete, in weichen, tiefen Tönen, die mich wie die tiefsten Accorde des Harfenspiels durchzitterten.

„Ah, nun verstehe ich's,“ sagte sie, „nun weiß ich, warum wir einsam sind, und wie wir unsere Einsamkeit verlieren können. Nun weiß ich, was uns bei der Schönheit des Himmels, beim Klauschen des Wassers, beim Dufte der Blumen berührt. Liebe ist's, die aus jedem Dinge spricht, aber bis wir ihre Stimme hören, verstehen wir nichts. Aber wenn wir sie hören, dann ist das Rätsel gelöst, dann öffnen sich die Thore unseres Herzens und, Allan, wir sehen den Weg, der durch den Tod gen Himmel führt und in dem Glanze endet, von dem unsere Liebe nur ein Schatten ist. Laß uns hineingehen, Allan. Laß uns gehen, ehe der Zauber erlischt, so daß, was uns auch

treffen mag, Tod oder Trennung, wir diese vollkommene Erinnerung für uns retten.“

Ich erhob mich wie ein Mann in einem Traume und hielt sie noch bei der Hand. Aber als ich mich erhob, fiel mein Auge auf etwas, das weiß



durch das Blätterwerk des Drangenbusches schimmerte. Ich sagte nichts, aber blickte hin. Der leichte Wind bewegte die Drangenblätter, das Mondlicht fiel für einen Augenblick hell auf den weißen Gegenstand.

Es war das Gesicht Hendrikas, der Pavianfrau, wie Indaba-Zimbi sie genannt hatte, und ihr haßsprühender Blick machte mich schauern.

Ich sagte nichts; das Gesicht verschwand, und dann gerade hörte ich einen Pavian zwischen den Felsen hinter uns bellen.

Wir gingen nun in den Garten hinab, und Stella ging in die Mittelhütte. Ich sah Hendrika im Schatten der Thüre stehen und ging zu ihr hin.

„Hendrika,“ sagte ich, „warum hast du Fräulein Stella und mich im Garten beobachtet?“

Sie zog die Lippen in die Höhe, bis die Zähne im Mondlicht schimmerten.

„Habe ich sie nicht diese langen Jahre beobachtet, Macumazah? Soll ich zu wachen aufhören, weil ein wandernder weißer Mann kommt und sie stehlen will? Warum hast du sie im Garten geküßt, Macumazah? Wie kannst du's wagen, sie, die ein Stern ist, zu küssen?“

„Ich küßte sie, weil ich sie liebe und sie mich liebt,“ antwortete ich. „Was hat das mit dir zu thun, Hendrika?“

„Weil du sie liebst,“ züchte sie als Antwort; „und liebe ich sie nicht auch, sie, die mich von den Pavianen errettete? Ich bin ein Mädchen, wie sie, und du bist ein Mann, und sie sagen in

den Kraalen, daß die Männer die Frauen heißer lieben, als Frauen sich untereinander. Aber das ist eine Lüge, obgleich es wahr ist, daß eine Frau, wenn sie einen Mann liebt, alle andere Liebe vergißt. Habe ich es nicht gesehen? Ich pflücke ihr Blumen — herrliche Blumen; ich erklettere deshalb die Felsen, wohin du dich niemals wagen würdest, um sie zu holen; du pflückst eine Orangenblüte im Garten und giebst sie ihr. Was thut sie? — sie nimmt die Orangenblüte, steckt sie an die Brust und läßt meine Blumen sterben. Ich rufe sie — sie hört mich nicht — sie denkt nach. Du flüsterst weit weg mit irgend wem, und sie hört es und lächelt. Sonst pflegte sie mich manchmal zu küssen; nun küßt sie den weißen Balg, weil du ihn gebracht hast. Oh, ich sehe es alles — alles; ich habe es von Anfang an gesehen; du stiehlst sie uns, stiehlst sie für dich, und die, welche sie liebten, ehe du kamst, sind vergessen. Sieh dich vor, Macumazahn, sieh dich vor, daß ich nicht an dir gerächt werde. Du, du hassst mich, du hältst mich für einen halben Affen; dein Diener nennt mich eine Pavianfrau. Nun ja, ich habe mit Pavianen gelebt, und sie

sind klug — und sie können böse Streiche vollführen und wissen Dinge, die du nicht weißt, und ich bin klüger als sie, denn ich habe auch die Klugheit der weisen Menschen gelernt, und ich sage dir, gehe vorsichtig, Macumazah, oder du wirst in einen Abgrund stürzen,“ und mit einem weiteren Blicke des Hasses war sie gegangen.

Ich stand für einen Augenblick still und sann nach. Ich fürchtete dieses seltsame Geschöpf, das die Schlaueit der großen Affen, die sie erzogen hatten, mit der Leidenschaft und Erfahrung der menschlichen Art verband. Mir ahnte Schlimmes von ihrer Seite. Und dennoch war die Wut ihrer Eifersucht beinahe rührend. Man setzt gewöhnlich voraus, daß diese Eigenschaft nur dann in hohem Grade besteht, wenn das geliebte Wesen ein anderes Geschlecht hat, als der Liebende, aber ich gestehe, daß ich sowohl hier, wie bei anderen Fällen, die mir bekannt sind, eine andere Erfahrung gemacht habe. Ich habe Männer gekannt, und besonders uncivilisierte Männer, die so eifersüchtig auf die Liebe ihres Freundes oder Herrn waren, wie nur irgend ein Liebhaber auf die Neigung seiner Herrin; und wer hat nicht



ähnliche Fälle bemerkt, wo Eltern und Kinder in Betracht kamen? Aber je tiefer man in den Schichten der Menschheit steigt, um so mehr wuchert diese Leidenschaft; und in der höchsten Vollendung finden wir sie bei den Tieren. Frauen sind eifersüchtiger als Männer, engherzige Männer sind eifersüchtiger als größer angelegte, sympathiereichere Naturen, und Tiere sind die eifersüchtigsten von allen. Nun war Hendrika in vielen Dingen nicht weit vom Tiere entfernt, und das mag vielleicht

für die Wildheit ihrer Eifersucht auf ihrer Herrin Liebe in Anschlag zu bringen sein.

Indem ich meine Unglücksahnungen abschüttelte, betrat ich die Mittelhütte. Herr Carson ruhte auf dem Sofa, und neben ihm kniete Stella und hielt seine Hand, während ihr Kopf auf seiner Brust ruhte. Ich sah sogleich, daß sie ihm mitgeteilt hatte, was zwischen uns geschehen war; und ich war darüber auch nicht betrübt, denn solch eine Sache läßt ein Schwiegersohn werden wollender Mann ganz gern durch einen Deputierten vortragen.

„Kommen Sie, Allan Quatermain,“ sagte er beinah streng, und mein Herz sprang hoch auf, denn ich fürchtete, er möchte mich auffordern, meiner Wege zu gehen. Aber ich trat näher.

„Stella sagte mir,“ fuhr er fort, „daß Sie beide sich verlobt haben. Sie sagte mir auch, daß sie Sie liebt, und daß Sie sagen, daß Sie sie ebenfalls lieben?“

„Ja, das thue ich, Herr,“ unterbrach ich ihn, „ich liebe sie aufrichtig; so wie nur je eine Frau in dieser Welt geliebt worden ist, so liebe ich sie.“

„Dafür danke ich dem Himmel,“ sagte der

alte Mann. „Hört, meine Kinder. Vor vielen Jahren kam eine große Schande, ein großer Kummer über mich, ein so großer Kummer, daß ich oft glaube, er mache mein Gehirn krank. Auf jeden Fall beschloß ich etwas zu thun, was die meisten Menschen für die That eines Verrückten gehalten hätten, ich beschloß mit meinem einzigen Kinde in die Wildnis zu gehen und dort fern von der Civilisation und ihren Nebeln zu leben. Ich that es; ich fand diesen Platz, und hier haben wir lange Jahre gelebt, glücklich gelebt und vielleicht auch nicht ohne unter unseren Zeitgenossen Gutes zu wirken, aber doch in einer Weise, die für unsere Rasse, unsere Lebensstellung unnatürlich ist. Erst dachte ich, daß ich meine Tochter in völliger Unwissenheit aufwachsen lassen wollte, daß sie ein Naturkind sein sollte. Aber als die Zeit hinging, sah ich die Thorheit, die Gottlosigkeit meines Planes ein. Ich hatte kein Recht, sie zu der Bildungsstufe der mich umgebenden Wilden zu degradieren, denn wenn auch die Frucht vom Baume der Erkenntnis eine bittere Frucht ist, so lehrt sie doch Gutes von Bösem zu unterscheiden. So erzog ich sie, so gut wie ich konnte, bis ich

zuguterletzt wußte, daß sie weder an Körper noch Geist hinter ihren Schwestern, den Kindern der civilisirten Welt, zurückstand. Sie wuchs heran und reifte zur Jungfrau und dann gewahrte ich, daß ich ihr ein bitteres Unrecht zufügte, wenn ich sie von ihresgleichen trennte und sie in einer Wildnis festhielt, wo sie weder einen Gatten noch eine Freundin finden konnte. Aber obgleich ich das wußte, konnte ich mich doch nicht entschließen, in das thatenreiche Leben zurückzukehren; ich hatte diesen Platz lieb gewonnen. Ich fürchtete mich, in die Welt, der ich abgesagt hatte, zurückzukehren. Wieder und wieder schob ich es auf, einen Entschluß zu fassen. Dann wurde ich zu Anfang dieses Jahres krank. Eine Weile wartete ich und hoffte, es würde wieder besser werden, aber endlich gestand ich mir zu, daß ich nie wieder gesund werden würde, daß die Hand des Todes über mir sei.“

„Ach, nein, Vater! das nicht!“ sagte Stella mit einem Schrei.

„Doch, mein Liebling, doch, es ist wahr! Nun wirst du im Stande sein, unsere Trennung im Glücke eines neuen Beisammenseins zu vergessen.“

und er blickte mich an und lächelte. „Nun also, wie ich zu dieser Erkenntnis gelangte, beschloß ich diesen Platz zu verlassen und nach der Küste zu reisen, obgleich ich wohl wußte, daß die Reise mich töten würde. Ich würde sie niemals lebend erreichen. Aber Stella würde sie erreichen, und das war besser, als sie unter Wilden hier in der Wildnis zu lassen. An demselben Tage, an dem ich mich zu diesem Schritte entschlossen hatte, fand Stella Sie sterbend in dem schlechten Lande, Allan Quatermain, und brachte Sie her. Sie brachte Sie, dessen Vater von allen Menschen in der Welt mein liebster Freund gewesen ist, Sie, der einst mit seinen Kinderhänden ihr Leben vor dem Feuer errettet hatte, damit sie leben möchte, um das Ihrige vor dem Verdursteten zu retten.

„Zu jener Zeit sagte ich wenig, aber ich sah die Hand der Vorsehung darin und beschloß zu warten und zu sehen, was zwischen euch entstehen würde. Schlimmsten Falles, wenn nichts geschah, so wußte ich bald, daß ich Ihnen vertrauen konnte und Sie sie sicher bis zur Küste geleiten würden. Aber schon vor vielen Tagen

wußte ich, wie es um euch stand, und nun sind die Dinge so geschehen, wie ich gebetet hatte, daß sie werden möchten. Gott segne euch beide, meine Kinder; mögt ihr in eurer Liebe glücklich sein möge sie bis zum Tode und darüber hinaus andauern. Gott segne euch beide,“ und er streckte mir seine Hand entgegen.

Ich nahm sie und Stella küßte ihn. Sogleich sprach er weiter:

„Es ist meine Absicht,“ sagte er, „euch, wenn ihr beide einwilligt, nächsten Sonntag zu trauen. Ich möchte es gern bald thun, weil ich nicht weiß, wie lange Zeit mir noch gewährt ist. Ich glaube, daß eine derartige Ceremonie, feierlich vor Zeugen ausgeführt, unter diesen Verhältnissen als vollständig legal gelten wird; aber natürlich werdet ihr sie mit aller Formalität wiederholen lassen, sobald es in eurer Gewalt liegt. Und nun ist da noch eins: als ich England verließ, war mein Vermögen arg zersplittert, im Laufe der Jahre hat es sich erholt, die angesammelten Zinsen haben, wie ich erst kürzlich hörte, als die Wagen von Port Natal zurückkehrten, genügt, alle Belastungen abzuführen, und es ist noch ein beträcht-



licher Ueberschuß da. Also werdet ihr nicht ohne Vermögen heiraten, denn du, Stella, bist natürlich meine Erbin. Nur wünsche ich noch eine Bestimmung zu treffen. Es ist Folgendes: Sobald ich sterbe, sollt ihr diesen Ort verlassen und die erste Gelegenheit wahrnehmen, um nach England

zurückzukehren. Ich verlange nicht, daß ihr dort immer leben sollt; es möchte für Leute, die wie ihr in der Wildnis groß geworden sind, zu viel sein; aber ich bitte euch, daß ihr es zu eurer ständigen Heimat macht. Willigt ihr ein und versprecht ihr das?"

„Ich thue es,“ antwortete ich.

„Und ich auch,“ sagte Stella.

„Das ist gut,“ antwortete er; „und nun bin ich todmüde. Nochmals, Gott segne euch beide, und gute Nacht.“





10. Kapitel.

Am folgenden Morgen hatte ich eine Unterredung mit Indaba-Zimbi. Erst sagte ich ihm, daß ich im Begriff stände, Stella zu heiraten.

„Oh!“ sagte er, „das dachte ich mir, Macumazahn. Habe ich dir nicht gesagt, daß du auf dieser Reise Glück finden würdest? Viele Menschen müssen zufrieden sein, den Stern von weitem zu beobachten, dir ist es gegeben, ihn auf dem Herzen zu tragen. Aber denke daran, Macumazahn, denke daran, daß Sterne untergehen.“

„Kannst du dein Krächzen nicht wenigstens für einen Tag lassen?“ antwortete ich ärgerlich, denn seine Worte sandten einen Furchtschauer in mein Herz.

„Ein wahrer Prophet muß das Böse sowohl als das Gute verkünden, Macumazahn. Ich sage nur, was mir die Gedanken beherrscht. Aber was schadet das? Was ist das Leben anders als Verlust, ein Verlust nach dem andern, bis das Leben selbst verloren geht? Aber im Tode mögen wir alle die Dinge, die wir verloren haben, wieder finden. So lehrte dein Vater, Macumazahn, und in seiner Milde lag Weisheit. Oh! ich glaube nicht an den Tod; er ist ein Wechsel, das ist alles, Macumazahn. Sieh wie jetzt der Regen fällt, die Regentropfen, die einstmal's Wasser in den Wolken waren, fallen nun Seite an Seite. Sie sinken in die Erde; gleich wird die Sonne hervorkommen, die Erde wird trocken werden, die Tropfen sind verschwunden. Ein Narr sieht hin und sagt, die Tropfen sind tot, sie werden nie wieder eins sein, sie werden nie wieder Seite an Seite fließen. Aber ich bin ein Regenmacher und kenne des Regens Weise. Es ist nicht wahr. Die Tropfen ziehen nach dem Flusse und werden dort wieder ein Wasser. Sie werden beim Wolfennebel wieder hinauf in die Wolken steigen, und dort dasselbe sein, was sie gewesen

sind. Wir sind die Regentropfen, Macumazah. Wenn wir fallen, das ist unser Leben. Wenn wir in die Erde sinken, das ist Tod, und wenn wir wieder hinauf gen Himmel gezogen sind, was ist das, Macumazah? Ich bin kein Christ, aber ich bin alt und habe beobachtet und vielleicht Dinge gesehen, die Christen nicht sehen. Nun, ich habe gesprochen. Sei glücklich mit deinem Stern, und wenn er untergeht, dann warte, Macumazah, bis er wieder aufgeht. Es wird nicht lange dauern; eines Tages wirst du dich schlafen legen, und deine Augen werden beim Erwachen einen anderen Himmel sehen, und dort wird dein Stern leuchten, Macumazah.“

Diesmal gab ich keine Antwort. Ich konnte es nicht ertragen, von so etwas zu reden. Aber ach wie oft habe ich in den späteren Jahren an Indaba-Zimbi und sein schönes Gleichnis gedacht und Trost daraus geschöpft. Es war ein seltsamer Mann, dieser alte regenmachende Wilde, und in ihm steckte mehr Weisheit, als in manchem gelehrten Atheisten — diesen geistigen Zerstörern, die im Namen des Fortschritts und der Menschheit die Hoffnung vom Leben trennen möchten

und uns in einer einsamen, selbstgemachten Hölle wandernd zurücklassen.

„Indaba=Zimbi,“ sagte ich, indem ich den Gegenstand wechselte, „ich habe dir etwas zu sagen,“ und ich erzählte ihm von Hendrikas Drohungen.

Er lauschte mit unbewegtem Gesichte und nickte von Zeit zu Zeit, während die Erzählung fortschritt, mit seiner weißen Locke. Aber ich sah, daß er dadurch beunruhigt war.

„Macumazahn,“ sagte er endlich, „ich habe dir gesagt, daß das eine böse Person ist. Sie ist mit Pavianmilch genährt, und die Paviannatur ist in ihren Adern. Solche Geschöpfe sollten getötet und nicht behalten werden. Sie wird Unheil anstiften, wenn sie kann. Aber ich werde auf sie achten, Macumazahn. Sieh, der Stern wartet auf dich; geh, oder sie wird mich hassen, wie Hendrika dich haßt.“

So ging ich und gerne, denn wie anziehend auch Indaba=Zimbis Weisheit war, so fand ich doch tieferen Sinn in Stellas einfachstem Worte. Den ganzen übrigen Tag verbrachte ich in ihrer Gesellschaft, und den größten Teil der zwei



folgenden Tage. Endlich kam am Sonnabend der Vorabend unserer Hochzeit. Es regnete in jener Nacht, deshalb gingen wir nicht aus, sondern verbrachten den Abend in der Hütte. Wir saßen Hand in Hand und sagten wenig, aber Herr Carson sprach viel und erzählte uns Geschichten aus seiner Jugend und von Ländern, die er besucht hatte. Dann las er laut aus der Bibel und wünschte uns gute Nacht. Ich küßte Stella ebenfalls und ging zu Bett. Ich erreichte meine Hütte durch den überdeckten Gang, und ehe ich mich auszog, öffnete ich die Thüre, um zu sehen,

wie die Nacht wäre. Es war sehr dunkel und der Regen fiel noch immer, aber als das Licht in die Dunkelheit hinausstrahlte, schien es mir, als ob sich eine dunkle Gestalt fortschliche. Der Gedanke an Hendrika durchzuckte mich; war es möglich, daß sie hier draußen herumlungerte? Nun hatte ich nichts von Hendrika und ihren Drohungen an Herrn Carson oder Stella erzählt, weil ich sie nicht beunruhigen wollte. Auch mußte ich, daß Stella an dieser seltsamen Person hing, und ich wollte nicht ihr Vertrauen in sie erschüttern, bis es unumgänglich notwendig war. Eine oder zwei Minuten lang stand ich zögernd, dann beschloß ich, daß, wenn Hendrika da draußen war, sie auch draußen bleiben sollte; ich ging hinein und legte die starke hölzerne Stange vor, die dazu diente, die Thür zu versichern. Seit den letzten paar Nächten hatte sich der alte In-daba-Zimbi angewöhnt, in dem verdeckten Gange, der mein einziger anderer Zugang war, zu schlafen. Als ich zu Bett ging, war ich über ihn weggestiegen, er lag in seine Decke eingewickelt und schlief allem Anscheine nach fest. So schien es mir klar, daß ich nichts zu befürchten hätte, ich

schlug mir die Sache sogleich aus dem Sinn, der ja, wie man sich denken kann, vollauf mit anderen Dingen beschäftigt war.

Ich ging zu Bett und lag eine Zeit lang wach, indem ich an das große mir bevorstehende Glück dachte und an die Wege der Vorsehung, die es in mein Bereich gebracht hatten. Noch vor wenigen Wochen wanderte ich in der Wüste ein sterbender Mann, trug ein sterbendes Kind und nannte kaum etwas in der Welt mein eigen als einen Vorrat von vergrabenem Elfenbein, den ich niemals wiederzusehen erwartete. Und nun war ich eben im Begriffe, eines der bezauberndsten, lieblichsten Mädchen der Welt zu heiraten — ein Mädchen, das ich mehr liebte, als ich je für möglich gehalten, und das mich wieder liebte. Und gerade, als ob das noch nicht Glück genug gewesen wäre, sollte ich mit ihr ein beträchtliches Vermögen bekommen, das groß genug war, uns in den Stand zu setzen, daß wir jedem Lebensplane, den wir angenehm fanden, folgen konnten. Als ich lag und über das alles nachdachte, ängstigte ich mich vor meinem großen Glück. Des alten Indaba-Zimbi melancholische

Prophezeiungen kamen mir ins Gedächtnis zurück. Bis dahin hatte er immer richtig prophezeit. Wie würde es, wenn diese auch einträfen? Es überlief mich kalt, als ich daran dachte, und ich betete zu dem höchsten Wesen über uns, daß es uns schützen möge, damit wir leben und uns lieben könnten. Und nie war ein Gebet nötiger. Während die Worte noch auf meinen Lippen waren, schlief ich ein und träumte einen furchtbaren Traum. Ich träumte, daß Stella und ich neben einander standen, um getraut zu werden. Sie war in weiß gekleidet und strahlte vor Schönheit, aber es war eine wilde, geisterhafte Schönheit, die mich erschreckte. Ihre Augen schienen wie Sterne, eine bleiche Flamme spielte in ihren Zügen, und der Wind, der wehte, bewegte ihr Haar nicht. Und das war noch nicht alles, denn ihr weißes Kleid waren Totentücher, und der Altar, vor dem wir standen, war aus Erde gebildet, die aus einem Grabe, das zwischen uns gähnte, aufgehäuft war. So warteten wir auf einen, der uns trauen sollte, aber niemand kam. Plötzlich sprang aus dem offenen Grabe Hendrikas Gestalt. In ihrer Hand war ein

Messer, mit dem sie nach mir stieß, aber Stellas Herz durchbohrte, die ohne einen Schrei rückwärts in das Grab fiel und im Fallen noch nach mir blickte. Dann sprang Hendrika hinter ihr her in das Grab.

Ich hörte ihre Füße schwer aufschlagen.

„Wach auf,

Macumazahn,



wach auf!“
rief die
Stimme Indaba-
Zimbis.

Ich erwachte und sprang aus dem Bett, während kalter Schweiß an mir herabließ. In der Dunkelheit an der anderen Seite der Hütte hörte ich wütendes Kämpfen. Glücklicherweise verlor ich den Kopf nicht. Gerade neben

mir stand ein Stuhl, auf dem Streichhölzer und eine Binsengerze lagen. Ich zündete ein Streichholz an und hielt es an die Kerze. Nun sah ich bei dem glimmenden Licht zwei Gestalten, die übereinander auf der Erde rollten, und zwischen ihnen glänzte ein Stahl. Das Fett schmolz und das Licht brannte hell. Es waren Indaba-Zimbi und Hendrika, die da miteinander kämpften, und was schlimmer war, die Frau überwältigte den Mann, so stark wie er war. Ich stürzte auf sie zu. Nun war sie obenauf, nun hatte sie sich von seinem festen Griff losgewunden, und nun blitzte das große Messer, das sie in der Hand hielt, auf.

Aber ich war hinter ihr, und indem ich meine Hände unter ihren Armen durchsteckte, zog ich sie mit aller Gewalt. Sie fiel nach rückwärts, und bei der Anstrengung, sich zu retten, ließ sie glücklicherweise das Messer fallen. Dann warfen wir uns auf sie. Himmel! Die Kraft von der Teufelin! Keiner, der es nicht erlebt hat, würde es glauben. Sie focht und kratzte und biß und bewältigte beinahe uns alle beide. So gelang es ihr, sich frei zu machen. Sie stürzte auf das Bett zu, sprang darauf, und von da geradenwegs

bis an das Dach der Hütte. Niemals sah ich einen ähnlichen Sprung und konnte nicht begreifen, was sie vorhatte. In dem Dach waren die sonderbaren Löcher, die ich beschrieben habe. Sie waren dazu da, das Licht hereinzulassen, und mit überhängenden Trausen bedeckt. Sie sprang genau so wie ein Affe, und indem sie den Rand dieses Loches ergriff, versuchte sie sich hindurchzuziehen. Aber hier verließen sie die Kräfte, die von dem langen Kampfe erschöpft waren. Einen Augenblick schwang sie sich hin und her, dann ließ sie los und fiel bewußtlos auf die Erde.

„Schnell!“ sagte Indaba-Zimbi. „Laß uns die Teufelin festbinden, ehe sie wieder zum Leben kommt.“

Ich fand, das war ein guter Rat, und so nahmen wir einen Zügel, der in der Ecke des Zimmers lag, und banden damit ihre Hände und Füße in solcher Weise fest, daß selbst sie sich kaum davon befreien konnte. Dann trugen wir sie in den Gang, und Indaba-Zimbi setzte sich über sie, das Messer in der Hand, denn ich hatte keine Lust, zu dieser Stunde der Nacht das Haus zu alarmieren.

„Weißt du, wie ich sie fing, Macumazahn?“

sagte er. „Seit mehreren Nächten schlief ich hier mit einem offenen Auge, denn ich dachte, sie hätte einen Plan gemacht. Heute nacht blieb ich ganz wach, obgleich ich that, als ob ich schlief. Eine Stunde, nachdem du zu Bett gegangen warst, ging der Mond auf und ich sah durch das Loch im Dache einen Lichtstrahl in die Hütte fallen. Plötzlich verschwand dieser Lichtstrahl. Erst dachte ich, daß eine Wolke über den Mond zöge, aber ich horchte und hörte ein Geräusch, als ob sich jemand durch eine enge Stelle zwängte. Dann war er hindurch und hing an den Händen. Dann sah ich das Licht wieder hereinfallen, und im Schimmer desselben sah ich die Pavianfrau sich vom Dache schwingen und gerade dabei, sich in die Hütte herabzulassen. Sie hing mit beiden Händen und hatte im Munde ein großes Messer. Sie ließ sich herab, und ich lief hin, um sie dabei zu ergreifen, und faßte sie um die Taille. Aber sie hörte mich kommen, und indem sie ihr großes Messer ergriff, schlug sie in der Dunkelheit nach mir und verfehlte mich. Dann kämpften wir miteinander, und das übrige weißt du. Du warst heute nacht beinah tot, Macumazahū.“

„Ja, beinahe,“ sagte ich noch mit Herzklopfen, und zog die Fäden meines Nachtgewandes so gut um mich, wie ich konnte. Dann zuckte die entsetzliche Erinnerung an den Traum durch meinen Kopf. Vermuthlich war er hervorgerufen durch Hendrikas Herabspringen auf die Erde — in meinem Traume war es ein Grab gewesen, in das sie sprang. Das Ganze war in einer Sekunde an mir vorübergezogen. Nun ja, Träume sind schnell; und vielleicht ist die Zeit selbst nichts als ein Traum, und Ereignisse, die weit voneinander zu liegen scheinen, ereignen sich gleichzeitig.

Wir verbrachten den Rest der Nacht damit, Hendrika zu bewachen. Bald kam sie zu sich und kämpfte wütend, um den Zügel zu zerreißen. Aber er war selbst für sie zu stark, und außerdem saß Indaba-Zimbi höchst unceremoniöser Weise auf ihr, um sie ruhig zu halten. Endlich gab sie es auf.

Zur richtigen Zeit brach der Tag an — mein Hochzeitstag. Indem ich Indaba-Zimbi daließ, um die fast zu meiner Mörderin Gewordene zu bewachen, ging ich und holte einige Eingeborene aus den Ställen, und mit ihrer Hilfe brachten

wir Hendrika nach der Gefängnißhütte — derselben Hütte, in die man sie gesperrt hatte, als sie, ein Paviankind, von den Felsen gebracht worden war. Hier schlossen wir sie ein, und indem ich den alten Indaba-Zimbi außen als Wache zurückließ, kehrte ich zu meiner Schlafstelle zurück und kleidete mich in die besten Kleider, die in Paviankraalen aufzutreiben waren. Aber als ich auf mein Spiegelbild blickte, war ich entsetzt. Ich war mit Schmarren bedeckt, die von Hendrikas Nägeln herrührten. Ich pflasterte sie zu, so gut als ich konnte, und ging dann zu einem Spaziergange ins Freie, um meine Nerven zu beruhigen, die durch die Ereignisse der vergangenen Nacht und durch die, welche der Tag bringen würde, nicht wenig erschüttert waren.

Als ich zurückkehrte, war es Frühstückszeit. Ich ging in die Speisehütte, und dort wartete Stella, um mich zu begrüßen; sie war in ein einfaches Kleid gehüllt mit Orangeblüten an ihrer Brust. Sie kam scheu auf mich zu; und dann fuhr sie, als sie den Zustand meines Gesichtes gewahrte, zurück.

„Aber Allan! Was hast du denn gemacht?“ fragte sie.

Als ich eben antworten wollte, trat ihr Vater, auf seinen Stock gelehnt, herein, und als er mich erblickte, stellte er dieselbe Frage.

Dann sagte ich ihnen alles, sowohl von Hendrikas Drohungen, als von ihrem wütenden Versuche, sie zur Ausführung zu bringen. Aber meinen entsetzlichen Traum erzählte ich nicht.

Stellas Gesicht wurde so blaß, wie die Blumen an ihrer Brust, aber das ihres Vaters wurde sehr finster.

„Du hättest davon schon eher reden sollen, Allan,“ sagte er. „Ich sehe jetzt ein, daß ich unrecht that, als ich dieses gottlose, rachsüchtige Geschöpf zu civilisieren versuchte, welches, wenn es menschlich ist, all die bösen Leidenschaften der Tiere, die es genährt haben, in sich trägt. Nun, ich werde gleich heute ein Ende damit machen.“

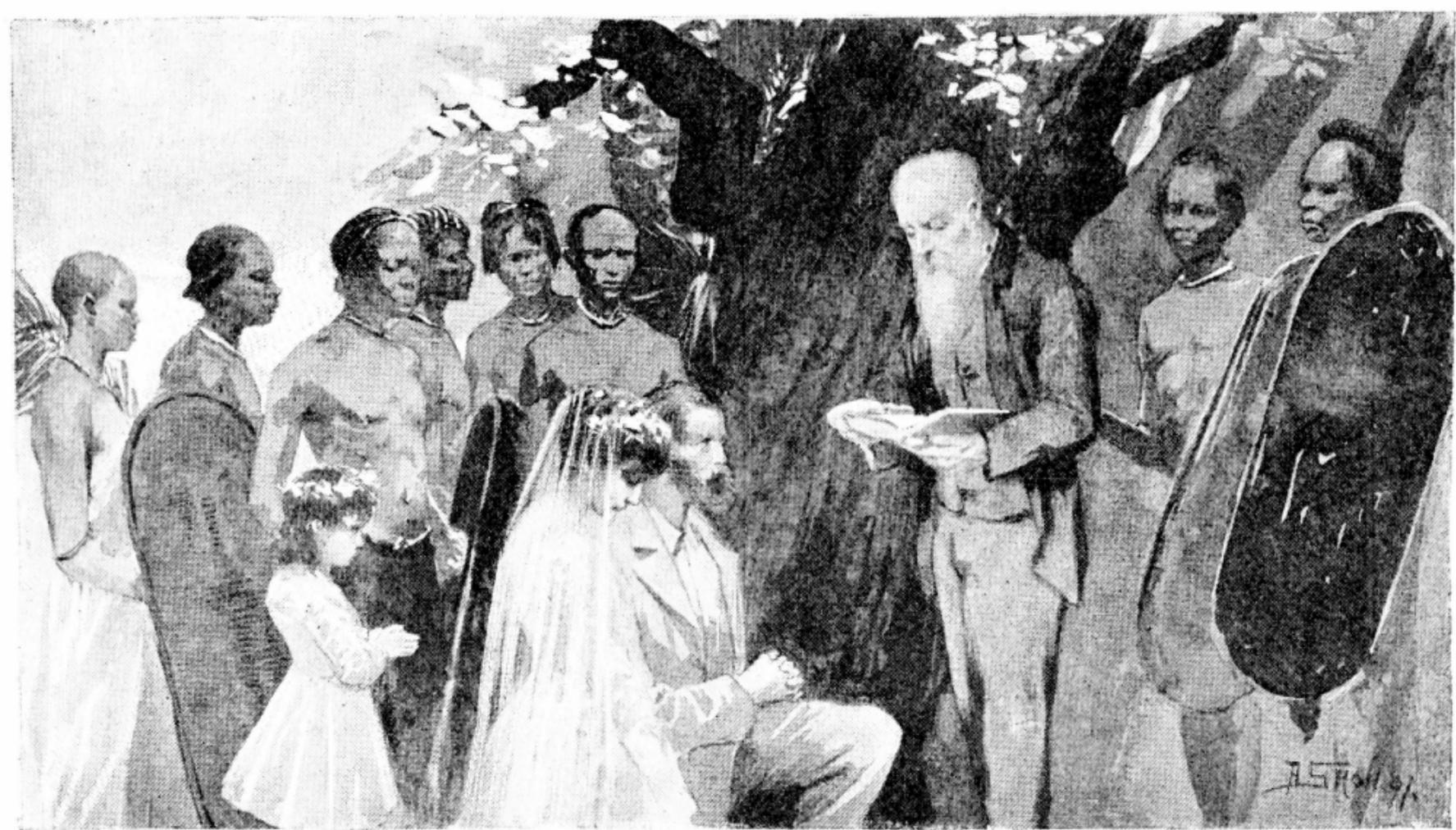
„Oh, Vater,“ sagte Stella, „laß sie nicht töten. Es ist schon alles schrecklich genug, aber das wäre noch schrecklicher. Ich habe sie sehr gern gemocht, und so schlecht wie sie ist, mich hat sie lieb gehabt. Laß sie nicht an meinem Hochzeitstage töten.“

„Nein,“ sagte ihr Vater, „sie soll nicht ge-

tötet werden, denn obgleich sie den Tod verdient, will ich ihr Blut nicht auf unseren Händen haben. Sie ist ein Tier und ist der Natur der Tiere gefolgt. Sie soll dorthin zurückkehren, wo sie hergekommen ist.“

Weiter wurde zur Zeit nichts gesagt, aber als das Frühstück — das eigentlich eine Komödie war — vorüber war, sandte Herr Carson nach seinem obersten Manne und gab ihm gewisse Befehle.

Wir sollten nach dem Gottesdienste getraut werden, den Herr Carson an jedem Sonntag Morgen in der großen Marmorhütte hielt, die zu diesem Zwecke bestimmt war. Derselbe fing um zehn Uhr an, aber schon lange vorher kamen all die Eingeborenen des Orts in Trupps heran, und sangen dabei, um bei der Hochzeit des „Sterns“ zugegen zu sein. Es war ein hübscher Anblick sie zu sehen, die Männer in all ihren Staat gekleidet und Schilde und Speere in den Händen tragend, die Frauen und Kinder trugen grüne Baumzweige, Farnkräuter und Blumen. Endlich um halb zehn Uhr erhob sich Stella, drückte meine Hand und überließ mich meinen Gedanken. Wenige Minuten vor zehn erschien sie wieder mit



ihrem Vater und war in einen weißen Schleier gehüllt, ein Orangenweig lag auf ihrem dunklen lockigen Haare, und ein Bouquet aus Orangenblüten trug sie in der Hand. Mir schien sie wie ein Traum der Lieblichkeit. Mit ihr kam die kleine Tota in einem Zustande großer Freude und Erregung. Sie war Stellas einzige Brautjungfer. Dann gingen wir alle durchs Freie nach der Kirchenhütte. Der freie Raum davor war mit Hunderten von Eingeborenen angefüllt, die zu singen anfangen, als wir vorbeigingen. Aber wir gingen hinein in die Hütte, die dichtgedrängt voller Eingeborener war, die dort immer zum Gottesdienst kamen. Hier las Herr Carson wie gewöhnlich die Bibeltexte vor, obgleich er sich niedersetzen mußte, um es zu thun. Als er fertig war — und mir schien es endlos — flüsterte er mir zu, daß er uns vor der Hütte angesichts des ganzen Volkes trauen wollte; so gingen wir hinaus und stellten uns im Schatten eines großen Baumes auf, der dicht vor der Hütte stand, und blickten gerade auf den Fleck, wo sich die Eingeborenen versammelt hatten.

Herr Carson hielt seine Hand in die Höhe,

um Stillschweigen zu gebieten. Dann sagte er, indem er im Dialekt der Leute sprach, daß er uns nach christlicher Sitte und vor den Augen all der Leute zu Mann und Frau machen wollte. Dann las er uns die Heiratsformel vor, und das that er schön und feierlich. Wir sagten die Worte, ich steckte den Ring — es war ihres Vaters Siegelring, denn wir hatten keinen anderen — an Stellas Finger, und es war geschehen.

Dann sprach Herr Carson. „Allan und Stella,“ sagte er, „ich glaube, daß die Ceremonie, die wir vollzogen haben, euch vor Gott und den Menschen zu einem Ehepaare macht, denn alles, was dazu gehört, um eine Heirat bindend zu machen, ist, daß sie in der Weise vollzogen wird, die der Sitte des Landes gemäß ist, in dem beide Teile wohnen. Und gemäß der Sitte, die hier seit fünfzehn Jahren oder mehr herrscht, habe ich euch im Angesicht des ganzen Volkes getraut, und zum Zeichen davon werdet ihr euch beide in das Register einschreiben, das ich von den Heiraten geführt habe, die die Leute meines Volkes, welche sich zum Christentum bekant haben, eingegangen sind. Aber im Falle, daß doch ein gesetzlicher Mangel dabei sein

könnte, fordere ich wieder von euch beiden das feierliche Versprechen, daß ihr bei der ersten Gelegenheit die Trauung nochmals in einem civilisirten Lande nachholt. Versprecht ihr das?“

„Wir thun es,“ antworteten wir.

Dann wurde das Buch herausgebracht, und wir unterschrieben unsere Namen. Zuerst schrieb meine Frau nur „Stella“, aber ihr Vater sagte, sie möchte zum ersten und letztenmal im Leben Stella Carson schreiben, dann setzten einige der Indunas oder Hauptleute und der alte Indaba-Zimbi ihre Zeichen darunter. Indaba-Zimbi zog sein Zeichen in der Form eines kleinen Sternes, eine humoristische Hindeutung auf Stellas dort üblichen Namen. Dieses Register liegt eben, während ich schreibe, vor mir. Es ist mit einer Locke von meines Lieblings Haar, die zwischen seinen Blättern liegt, mein liebstes Besitztum: da sind all die Namen und Zeichen, wie sie vor vielen, vielen Jahren im Schatten des Baumes im Babylon-Kraale in der Wildnis aufgeschrieben wurden, aber ach! und ach! wo sind die, die sie geschrieben haben?

„Mein Volk,“ sagte Herr Carson, als der Ge-

sang beendet war und wir uns vor ihnen allen geküßt hatten, „mein Volk, Macumazah und der Stern, meine Tochter, sind nun Mann und Frau, um in einem Kraal zu leben, um aus einer Schüssel zu essen, um Glück und Unglück zu teilen, bis sie ins Grab sinken. Höre nun, mein Volk, ihr kennt diese Frau,“ und indem er sich umwandte, zeigte er auf Hendrika, die, von uns ungeesehen, aus der Gefängnishütte hergeführt worden war.

„Ja, ja, wir kennen sie,“ sagte ein kleiner Kreis von Hauptleuten, die den primitiven Gerichtshof bildeten, und nach der Sitte der Eingeborenen sich in einem Ringe vor uns auf die Erde gekauert hatten. „Wir kennen sie, sie ist die weiße Pavianfrau, sie ist Hendrika, die Dienerin des Stern.“

„Ihr kennt sie,“ sagte Herr Carson, „aber ihr kennt sie nicht vollständig. Tritt heran, Indaba-Zimbi, und sage den Leuten, was sich letzte Nacht in Macumazahs Hütte zugetragen hat.“

Demgemäß trat der alte Indaba-Zimbi heran, und indem er sich niederkauerte, erzählte er seine rührende Geschichte mit großer Lebendigkeit und

vielen Gebärden und schloß damit, daß er das große Messer hervorholte, vor dem mich seine Wachsamkeit gerettet hatte.

Dann wurde ich aufgerufen, und in wenigen kurzen Worten bestätigte ich seine Geschichte; und mein Gesicht that das ebenfalls in den Augen der Männer.

Dann wandte sich Herr Carson zu Hendrika, die in verdrossenem Schweigen dastand, die Augen auf die Erde geheftet, und fragte sie, ob sie irgend etwas zu sagen hätte.

Sie blickte kühn auf und sagte:

„Macumazahn hat mich der Liebe meiner Herrin beraubt. Ich würde ihn seines Lebens beraubt haben, das wenig wert ist im Vergleich zu dem, das ich durch seine Hand verloren habe. Es ist mir nicht geglückt, und das thut mir leid, denn wenn ich ihn getötet hätte und keine Spur hinterlassen, so würde der Stern ihn vergessen und wieder auf mich geschienen haben.“

„Niemals,“ murmelte Stella in mein Ohr; aber Herr Carson wurde vor Zorn ganz blaß.

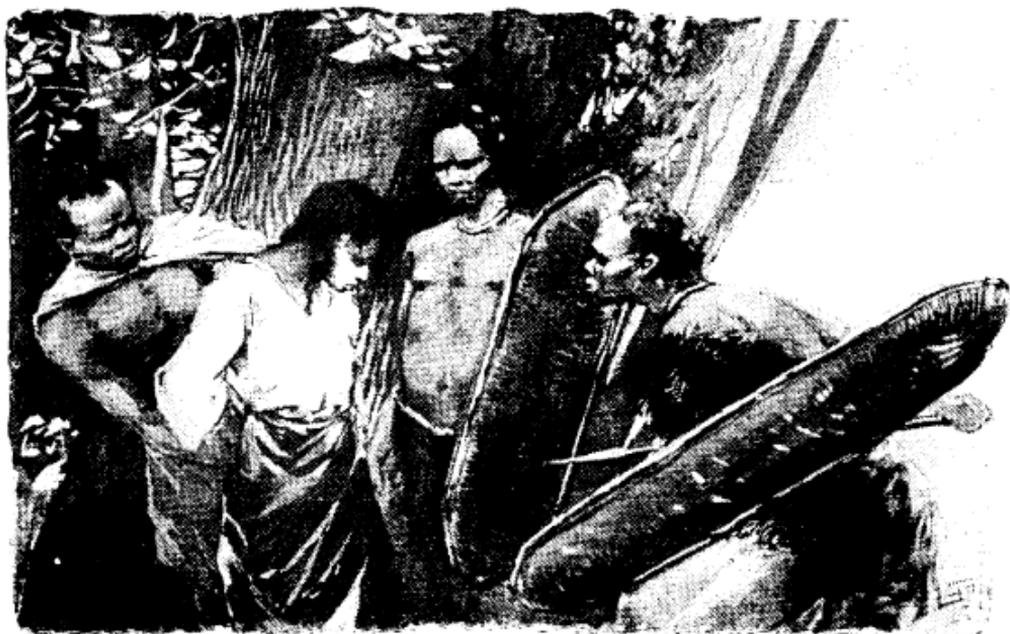
„Mein Volk,“ sagte er, „ihr hört die Worte dieser Frau. Ihr hört, wie sie mir vergilt, mir

und meiner Tochter, die sie zu lieben behauptete. Sie sagt, sie hätte einen Mann töten können, der ihr nie Böses gethan hat, den Mann, der der Gatte ihrer Herrin ist. Wir retteten sie von den Pavianen, wir zähmten sie, wir nährten sie, wir unterrichteten sie, und so zahlt sie uns zurück. Sagt, mein Volk, welchen Lohn sollen wir ihr geben?“

„Den Tod,“ sagte der Kreis der Indunas und zeigten mit den Daumen nach unten, und die ganze versammelte Menge wiederholte: „Den Tod.“

„Den Tod,“ wiederholte der oberste Induna, indem er hinzufügte: „Wenn du sie rettetest, mein Vater, so werden wir sie mit unseren eigenen Händen erschlagen. Sie ist eine Paviansfrau, eine Teufelsfrau; oh ja, wir haben dergleichen schon früher gehört; laß sie töten, ehe sie mehr Unheil anrichtet.“

Jetzt war es Stella, die hervortrat und in rührenden Worten um Hendrikas Leben flehte. Sie bat um Milde für ihre Wildheit, erwähnte ihrer langen Dienste, der Liebe, die sie ihr immer erwiesen hätte. Sie sagte, daß ich, dessen Leben bedroht gewesen wäre, ihr vergäbe, und sie, meine



Frau, die fast zur Witwe geworden wäre, ehe sie meine Frau wurde, vergäbe ihr ebenfalls; sie sollten ihr auch vergeben, sie weggehen lassen und sie nicht erschlagen und ihren Hochzeitstag nicht mit Blut beflecken lassen.

Nun hörte ihr Vater ihr willig genug zu, denn er hatte nicht die Absicht, Hendrika zu töten — er hatte ja sogar schon versprochen, es nicht zu thun. Aber die Leute waren anderer Ansicht; sie betrachteten Hendrika wie einen Teufel und hätten sie in Stücke gerissen, wenn man sie hätte nach ihrem Willen handeln lassen. Und die Sachlage wurde auch nicht durch Indaba-Zimbi gebessert, der schon einen großen Ruf wegen seiner

Weisheit und Zauberkraft am Orte gewonnen hatte. Plötzlich erhob sich der alte Mann und hielt eine ganz leidenschaftliche Rede, worin er sie beschwor, Hendrika zu töten, da sonst noch mehr Unheil geschehen würde.

Zuletzt wurde die Sache sehr schlimm, denn zwei der Indunas traten vor, um das Urtheil zu vollstrecken, und erst als Stella in Thränen ausbrach, trugen der Anblick ihres Schmerzes, Herrn Carsons Befehle und mein eigener Widerspruch den Sieg davon.

Die ganze Zeit über stand Hendrika völlig unbewegt. Endlich legte sich der Tumult und der leitende Induna befahl ihr, wegzugehen, und versprach, daß sie, sobald sie ihr Antlitz wieder in den Kraalen zeigte, wie ein Schafal totgestochen werden sollte. Dann sprach Hendrika mit leiser Stimme auf englisch zu Stella:

„Laß mich lieber töten, Herrin, es ist besser für uns alle. Ohne dich, die ich liebe, werde ich verrückt und wieder ein Pavian werden.“

Stella antwortete nicht und sie machten sie frei. Dann schritt sie vor und mit dem Ausdruck des Hasses auf die Eingeborenen blickend,

wandte sie sich, ging an mir vorbei, und flüsterte einen Kaffernspruch in mein Ohr, der wörtlich lautet: „bis zum nächsten Monde“, aber die Bedeutung des Französischen „au revoir“ hat.

Das ängstigte mich, denn es zeigte mir, daß sie meinte, sie wäre mit mir noch nicht fertig, und bewies, wie wenig angebracht unsere Barmherzigkeit war. Da sie sah, wie sich mein Gesicht veränderte, lief sie rasch fort, und als sie an In-daba-Zimbi vorbeieilte, riß sie ihm mit einer schnellen Bewegung ihr großes Messer aus der Hand. Als sie ungefähr zwanzig Schritte weit gegangen war, blieb sie stehen, blickte lange und ernsthaft auf Stella, stieß einen lauten Schrei, wie von Angst erpreßt, aus und entfloh. Wenige Augenblicke später sahen wir sie weit weg an einer fast senkrechten Klippe hinaufklettern — einer Klippe, die niemand außer ihr selbst und den Pavianen erklettern konnte. „Sieh,“ sagte In-daba-Zimbi in mein Ohr, „sieh, Macumazah, dort geht die Pavianfrau. Aber, Macumazah, sie wird wiederkommen. Ah, willst du nicht auf meine Worte hören? Sind es nicht immer wahre

Worte gewesen, Macumazahn?“ und er zog die Schultern in die Höhe und wandte sich ab.

Eine Zeitlang war ich sehr beunruhigt, aber auf alle Fälle war Hendrika jetzt fortgegangen, und Stella, mein geliebtes, liebliches Weib, saß an meiner Seite, und in ihrem Lächeln vergaß ich meine Furcht.

Was den Rest des Tages anbetrifft, was soll ich davon schreiben? — es giebt Dinge, die zu glücklich, zu heilig sind, als daß man darüber schreiben könnte.

Wenigstens hatte ich, wenn auch nur für kurze Zeit, jene Ruhe gefunden, jene vollkommene Freude, welche wir beständig suchen und so selten erlangen.





11. Kapitel.

Ich möchte wissen, ob viele Ehepaare so glücklich sind, als wir es waren. Die Cyniker, deren es immer mehr giebt, behaupten, daß wenige Illusionen die Flitterwochen überdauern. Nun, ich kann darüber nichts sagen, denn ich habe nur einmal geheiratet und kann nur von meiner beschränkten Erfahrung reden. Aber auf alle Fälle überlebte sie unsere Illusion, oder vielmehr die große Wahrheit, deren Schatten sie ist, sie lebte in meinem Herzen weiter durch alle die Jahre des äußerlichen Getrenntseins und überbrückte den keine Antwort spendenden Abgrund, der uns von der Ewigkeit trennt. Aber vollkommenes Glück ist auf dieser Welt selbst für eine Stunde unerlaubt. So wie unser Hochzeitstag durch die eben beschriebene Scene getrübt wurde, so wurde unser Eheleben durch seine eigenen Sorgen getrübt.

Drei Tage nach unserer Hochzeit hatte Herr Carson einen Schlaganfall, der hatte ihm schon lange gedroht. Wir kamen zum Mittagbrot in die Mittelhütte und fanden ihn sprachlos auf dem Sofa liegend. Zuerst dachte ich, er stürbe, aber das war nicht der Fall. Im Gegenteil erlangte er binnen vier Tagen seine Sprache und den teilweisen Gebrauch seiner Glieder zurück. Aber sein Gedächtnis erholte sich nie wieder, obgleich er Stella und manchmal auch mich erkannte. Seltjamerweise besann er sich auf die kleine Tota am besten, obgleich er manchmal dachte, es wäre seine eigene Tochter in ihrer Kindheit, und sie fragte, wo ihre Mutter wäre. Der alte Mann wurde allmählich schwächer. Dieser Zustand dauerte sieben Monate lang, aber er starb nicht. Natürlich konnte bei seinem Zustande kein Gedanke daran sein, daß wir den Babyan-Kraal verließen, ehe alles vorüber war. Und das bekümmerte mich tief, denn ich hatte nervöses Vorgefühl, daß Stella durch ihr Dortbleiben einer Gefahr entgegenging, und dann machte es auch ihr Gesundheitszustand wünschenswert, daß wir so bald als möglich eine civilisierte

Region erreichten. Jedoch, es war nicht zu ändern.

Zuletzt kam das Ende sehr plötzlich. Wir saßen eines Abends neben Herr Carsons Bett in der Hütte, wo er sich zu unserem Erstaunen aufrecht hinsetzte und mit starker, voller Stimme sprach.

„Ich höre dich,“ sagte er. „Ja, ja, ich ver-
gebe dir. Arme Frau! Du hast auch gelitten,“
und er fiel tot zurück.

Ich zweifle nicht, daß er seine verlorene Frau meinte, deren Bild durch seine sterbenden Sinne gehuscht war. Stella war natürlich bei dem Verluste von Kummer überwältigt. Bis ich kam, war ihr Vater ihr einziger Gesellschafter gewesen, und deshalb war das Band zwischen ihnen, wie man sich wohl denken kann, viel fester als sonst wohl zwischen Vater und Tochter. Sie trauerte so tief, daß ich Sorge um ihre Gesundheit hatte. Und wir waren nicht die einzigen, die sich grämten; all die Eingeborenen der Ansiedelung nannten Herrn Carson „Vater“, und wie einen Vater beklagten sie ihn. Die Luft hallte wieder von dem Wehklagen der Frauen, und die Männer gingen

mit gesenkten Häuptern umher und sagten: „Die Sonne ist an ihrem Himmel untergegangen und nur der Stern (Stella) ist geblieben.“ Nur Indaba-Zimbi trauerte nicht. Er sagte, es wäre das Beste, daß der Inkoos gestorben wäre, denn was wäre das Leben wert, wenn man wie ein Kloß daläge? — und außerdem wäre es für alle besser gewesen, wenn er früher gestorben wäre.

Am folgenden Tage begruben wir ihn auf dem kleinen Kirchhofe nahe beim Wasserfall. Es war ein trauriges Geschäft, und Stella weinte viel, trotz allem, was ich versuchte, sie zu trösten.

An jenem Abend, als ich vor der Hütte saß und rauchte — denn das Wetter war heiß, und Stella hatte sich drinnen hingelegt — kam der alte Indaba-Zimbi heran, grüßte und kauerte sich zu meinen Füßen.

„Was ist denn, Indaba-Zimbi?“ sagte ich.

„Sag, Macumazahn, wann ziehst du nach der Küste?“

„Ich weiß nicht,“ antwortete ich. „Der Stern kann jetzt nicht gerade reisen, wir müssen eine Weile warten.“

„Nein, Macumazahn, du mußt nicht warten,

du mußt gehen, und der Stern muß sein Heil versuchen. Sie ist stark. Es ist nichts. Es wird alles gut gehen.“

„Warum sagst du das alles? Warum müssen wir gehen?“



„Aus diesem Grunde, Macumazah,“ und er blickte vorsichtig um und sprach leise.

„Die Paviane sind zu Tausenden zurückgekommen, das ganze Gebirge ist voll von ihnen.“

„Ich wußte garnicht, daß sie gegangen waren,“ sagte ich.

„Doch,“ sagte er, „sie gingen gleich nach der Hochzeit, alle, bis auf einen oder zwei; und jetzt

sind zurück all die Paviane der ganzen Welt, glaube ich. Ich sah eine ganze Klippe schwarz von ihnen.“

„Ist das alles?“ sagte ich, denn ich merkte, daß er noch etwas im Hintergrunde hatte. „Ich fürchte mich nicht vor einer Rotte von Pavianen.“

„Nein, Macumazah, das ist nicht alles, die Pavianfrau Hendrika ist mit ihnen.“

Nun war seit Hendrikas Ausweisung nichts von ihr gesehen und gehört worden, und obgleich sie und ihre Drohungen mich anfangs verfolgt hatten, so waren sie nachgerade aus meinen Gedanken entschwunden, die vollständig durch Stella und meines Schwiegervaters Krankheit absorbiert waren. Ich stuzte. „Woher weißt du das?“ fragte ich.

„Ich weiß es, weil ich sie gesehen habe, Macumazah. Sie ist verkleidet, sie ist in Paviansfelle gehüllt und ihr Gesicht ist dunkel gefärbt. Aber obgleich sie noch ziemlich weit entfernt war, habe ich sie doch an ihrer Gestalt erkannt, und ich sah das weiße Fleisch ihres Armes schimmern, als das Fell beiseite rutschte. Sie ist zurück-

gekommen, Macumazahn, mit all den Pavianen der ganzen Welt, und sie ist zurückgekommen, um Unheil zu stiften. Verstehst du nun, warum du ziehen mußt?“

„Ja,“ sagte ich, „obgleich ich nicht einsehe, wie sie und die Paviane uns schaden können. Ich denke, 's ist besser, zu gehen. Wenn es nötig ist, so können wir in den Wagen irgendwo auf der Reise kampieren. Höre, Indaba-Zimbi, sag dem Sterne nichts davon; ich will nicht, daß sie erschrickt. Und höre weiter. Sprich mit den Hauptleuten und sieh, daß rings um die Hütten und Gärten Wachen aufgestellt werden und dort Tag und Nacht auf Posten stehen. Morgen wollen wir die Wagen bereit machen, und übermorgen wollen wir reisen.“

Er nickte mit seiner weißen Locke und folgte meinem Wunsche und ließ mich nicht wenig beunruhigt zurück. Es war eine merkwürdige Geschichte. Daß diese Frau die Fähigkeit hatte, mit den Pavianen zu sprechen, das wußte ich. Das war nicht so wunderbar, denn die Buschmänner behaupten, sie könnten das ebenfalls, und sie war von Pavianen genährt. Aber, daß

sie im stande war, sie zusammenzurufen, und durch die Gewalt menschlichen Willens und menschlicher Klugheit sie herbeizog, um ihrem Nachwerke zu dienen, schien mir so unglaublich, daß nach einigem Ueberlegen meine Furcht nachließ. Dennoch beschloß ich zu reisen. Und alles in allem war die Reise in einem Ochsenwagen nicht solch eine schreckliche Sache für eine kräftige Frau, die an allerhand Strapazen gewöhnt war. Und mir gefiel auch die Geschichte von Hendrikas Rückkehr mit einer ganzen Herde von Pavianen ganz und gar nicht.

So ging ich zu Stella hinein, und ohne ihr ein Wort von der Pavian-Geschichte zu sagen, erzählte ich ihr, daß ich die Sache überdacht hätte und zu dem Beschluß gekommen wäre, daß es unsere Pflicht wäre, ihres Vaters Befehle buchstäblich nachzukommen und die Babyan-Kraale sofort zu verlassen. Unser ganzes Gespräch brauche ich nicht zu wiederholen, aber das Ende war, daß sie mir beistimmte und erklärte, sie könnte die Reise ganz gut machen, und sie wäre nun, da ihr lieber Vater tot wäre, ganz froh, fortzukommen.

Am folgenden Morgen war ich früh auf, um

die nötigen Vorbereitungen zu treffen. Die Verzweiflung der Leute, als sie hörten, daß wir sie verlassen wollten, war Mitleid erregend. Ich konnte sie nur dadurch beruhigen, daß ich sagte, wir wollten nur eine Reise machen und würden im nächsten Jahre zurückkehren. „Sie hätten im Schatten ihres Vaters, der nun tot wäre, gelebt,“ erklärten sie, „seit sie klein gewesen wären, hätten sie in seinem Schatten gelebt. Er hatte sie aufgenommen, als sie ausgestoßen waren, als Wanderer, ohne eine Matte, um darauf zu liegen, ohne eine Decke, um sich darein zu hüllen, und sie waren in seinem Schatten dick geworden. Dann war er gestorben, und der Stern, ihres Vaters Tochter, hatte mich, Macumazahn, geheiratet, und sie hatten geglaubt, daß ich ihres Vaters Stelle einnehmen und sie in meinem Schatten leben lassen würde. Was sollten sie thun, wenn niemand da war, um sie zu beschützen? Die anderen Stämme hätten aus Furcht vor dem weißen Manne nicht gewagt, sie anzugreifen. Wenn er ging, würden sie aufgefressen werden,“ und so weiter. Ach! da war nur zu viel Grund für ihre Befürchtungen.

Ich kehrte um Mittag zu den Hütten zurück, um zu essen. Stella sagte, daß sie am Nachmittage packen wollte, so hielt ich es nicht für nötig, sie vor dem Alleinausgehen zu warnen, da ich von Hendrika und den Affen nichts erwähnen wollte, so lange ich es vermeiden konnte. Ich sagte ihr jedoch, daß ich, sobald ich irgend könnte, zurückkehren würde, um ihr zu helfen. Dann ging ich hinab zu den Kraalen der Eingeborenen, um das Vieh, das Herrn Carson gehört hatte, von dem der Kaffern auszusondern, da ich beabsichtigte, es mit mir zu nehmen. Es war eine große Herde, und das Geschäft nahm eine lange Zeit in Anspruch. Endlich, kurz vor Sonnenuntergang, gab ich es auf, ließ Indaba-Zimbi dort, um die Arbeit zu vollenden, stieg auf mein Pferd und ritt heimwärts.

Als ich ankam, gab ich das Pferd einem der Stalljungen und ging in die Mittelhütte. Von Stella war nichts zu sehen, obgleich die Dinge, mit deren Einpacken sie beschäftigt gewesen war, an der Erde umherlagen. Dann ging ich in die Schlafhütte und von da durch alle die anderen, aber ich entdeckte keine Spur von ihr. Dann

ging ich hinaus und rief einem Kaffern im Garten zu, ob er seine Herrin gesehen hätte.

Er antwortete „ja“. Er hatte gesehen, daß sie Blumen trug und nach dem Kirchhof hingegangen war, indem sie das kleine weiße Mädchen — meine Tochter, wie er sie nannte — bei der Hand hielt, als die Sonne „dort“ stand, und er zeigte nach einer Stelle am Horizonte, wo sie ungefähr vor anderthalb Stunden gestanden hatte. „Die zwei Hunde waren bei ihnen,“ fügte er hinzu. Ich wandte mich um und lief nach dem Gottesacker, der ungefähr eine englische Viertelmeile von den Hütten entfernt lag. Natürlich war kein Grund, sich zu ängstigen — augenscheinlich war sie gegangen, um Blumen auf ihres Vaters Grab zu legen. Und dennoch ängstigte ich mich.

Als ich nahe an den Kirchhof herankam, begegnete ich einem der Eingeborenen, die auf meinen Befehl rings um die Kraale aufgestellt waren, um den Platz zu bewachen, und bemerkte, daß er sich die Augen rieb und gähnte. Natürlich hatte er geschlafen. Ich fragte ihn, ob er seine Herrin gesehen hätte, und er antwortete

verneinend, was unter den Verhältnissen nicht wunderbar war. Ohne still zu stehen, um ihn zu schelten, befahl ich ihm zu folgen, und ging weiter, dem Gottesacker zu. Da auf Herrn Car-



sons Grabe lagen die welkenden Blumen, die Stella hingebraht hatte, und da in der frischen Erde war die Spur von Totas aus Fell verfertigten Schuhen. Aber wo waren sie?



Ich lief von dem Kirchhof weiter und rief mit voller Stimme, aber keine Antwort erfolgte. Inzwischen war der Eingeborene nützlicher beschäftigt gewesen, ihre Spur aufzufinden. Er verfolgte sie ungefähr hundert Schritte weit, bis er an ein Mimosengebüsch kam, das zwischen dem Flusse und dem alten Marmorbruch, gerade über dem Wasserfall lag, und am Eingange der Schlucht. Hier hielt er inne, und ich hörte ihn einen bestürzten Schrei ausstoßen. Ich eilte zur Stelle, drängte mich durch die Bäume und ge-

wahrte folgendes: Der kleine offene Raum in der Mitte der Lichtung war der Schauplatz eines Kampfes gewesen. Dort, in der weißen Erde, waren die Spuren von drei Paar menschlichen Füßen — zwei beschuht, eines nackend — Stellas, Totas und Hendrikas. Und dies war noch nicht alles. Dort, dicht dabei, lagen die Ueberreste der zwei Hunde — weiter waren sie nichts mehr — und eines Pavians, der noch nicht ganz tot war und von den Hunden in die Kehle gebissen war. Rings um uns her war die Spur zahlloser Paviane. Das ganze Entsetzen über das, was geschehen, durchzuckte mein Hirn.

Meine Frau und Tota waren von den Pavianen weggeschleppt worden. Aber getötet worden waren sie nicht, sonst hätten wir ihre Ueberreste neben denen der Hunde finden müssen. Sie waren fortgeschleppt worden. Die Ungeheuer, die nach dem Befehle der Affenfrau Hendrika handelten, hatten sie nach irgend einer verborgenen Höhle geschleppt, um sie dort zu halten, bis sie starben — oder um sie zu töten!

Für einen Augenblick taumelte ich förmlich unter dem Entsetzen des Schlags. Dann ermannte

ich mich aus meiner Verzweiflung. Ich hat den Eingeborenen zurückzulaufen und die Leute des Kraals zu alarmieren, ihnen zu sagen, daß sie bewaffnet kommen möchten und mir Flinten und Munition mitbringen. Er ging wie der Wind, und ich wandte mich, um die Spur zu verfolgen. Einige Schritte weit war sie deutlich genug — Stella war geschleift worden. Ich konnte sehen, wo ihre Hacken den Boden gefurcht hatten; das Kind war vermutlich getragen worden — wenigstens waren keine Fußspuren da. Am Wasser-
 rande verlor sich die Spur. Das Wasser war feicht, und sie waren darin aufwärts gegangen, oder wenigstens Hendrika und ihre Opfer, um die Spur zu verwischen. Ich konnte sehen, wo ein moosbewachsener Stein im Wasserbett neuerdings umgeworfen war. Ich lief am Flußufer in der Schlucht ein Stück entlang und hoffte sie zu erblicken. Sogleich hörte ich in den Klippen über mir ein Gefläß; es wurde von einem anderen beantwortet, und dann sah ich, daß zahllose Paviane auf jeder Seite hinter den Bergen verborgen waren und sich langsam herniederschwan-
 gen, um den Pfad zu sperren. Unbewaffnet weiter

zu gehen, wäre nutzlos gewesen. Sie hätten mich gerade so wie die Hunde in Stücke gerissen. So wandte ich mich und floh nach den Hütten zurück. Als ich nahe herankam, sah ich, daß mein Abgesandter die Ansiedelung alarmiert hatte, denn Eingeborene mit Speeren und Kerries in der Hand liefen nach den Kraalen hinauf. Als ich die Hütte erreichte, begegnete ich dem alten In-daba-Zimbi, der ein ernsthaftes Gesicht machte.

„So ist der Schlag gefallen, Macumazah,“ sagte er.

„Er ist gefallen,“ antwortete ich.

„Behalte guten Mut, Macumazah,“ sagte er wieder. „Sie ist nicht tot und das kleine Mädchen auch nicht, und ehe sie sterben, werden wir sie finden. Denke daran, Hendrika liebt sie. Sie wird ihr nichts zuleide thun und es auch den Pavianen nicht gestatten. Sie wird versuchen, sie vor dir zu verstecken, das ist alles.“

„Gott gebe, daß wir sie finden mögen,“ stöhnte ich. „Es wird schnell dunkel.“

„Der Mond geht in drei Stunden auf,“ antwortete er; „wir wollen bei Mondenschein suchen. Es ist nutzlos, jetzt aufzubrechen; sieh, die Sonne

sinkt. Laß uns die Männer versammeln, essen und alles bereit machen. Eile langsam, Macumazahn.“

Da ich's nicht ändern konnte, so folgte ich seinem Rate. Ich konnte nichts essen, aber ich packte einige Nahrungsmittel zum Mitnehmen ein, machte Taue zurecht und eine rohe Art von Tragbahre. Wenn wir sie fanden, so würden sie kaum imstande sein zu gehen! Wie langsam die Zeit schlich! Es schienen Stunden, ehe der Mond aufging. Aber endlich kam er.

Dann brachen wir auf. Im ganzen waren wir ungefähr hundert Mann, aber wir besaßen nur fünf Gewehre, mein Elefantenrohr und vier andere, die Herrn Carjon gehört hatten.

Wir erreichten die Stelle am Flusse, wo Stella ergriffen worden war. Die Eingeborenen sahen auf die zerrissenen Ueberreste der Hunde und die Zeichen der Gewalt, und ich hörte, wie sie sich zuschwuren, daß, ob Stella lebte oder nicht, sie nicht rasten wollten, bis sie jeden Pavian in Babians Peaf umgebracht hätten. Ich schwur den Eid nach, und, wie man sehen wird, hielten wir ihn.

Wir gingen den Fluß entlang und folgten der Spur der Paviane, so gut wir konnten. Aber der Fluß hinterließ keine Spur, und das harte, felsige Ufer nur wenig. Dennoch wanderten wir die ganze Nacht hindurch weiter durch die einsamen mondbeglänzten Thäler und störten das Schweigen zu tausendfachem Echo durch unser Rufen. Aber keine Antwort erfolgte. Vergebens durchspähten unsere Augen die Seiten der Abgründe, die aus von Wasser zerklüfteten Felsen, phantastisch aufeinander getürmt, gebildet wurden; vergeblich suchten wir in den zahllosen Thälern, den mit Farnkraut bewachsenen Schluchten. Es war nichts zu finden.

Wie konnten wir erwarten, zwei menschliche Wesen aufzuspüren, die in den Schlupfwinkeln dieses unendlichen Gebirgslandes, das noch kein Mann erforscht haben soll, verborgen gehalten wurden? Sie waren verloren, und nach aller menschlichen Wahrscheinlichkeit für immer verloren.

So wanderten wir hoffnungslos hin und her, bis uns endlich der Morgen mit wunden Füßen und müde in der Nähe des Ortes wiederfand,

von dem wir ausgegangen waren. Wir setzten uns nieder, um die Sonne aufgehen zu sehen, und die Leute aßen von dem, das sie sich mitgebracht hatten, und sandten nach den Kraalen um mehr.

Ich saß mit brechendem Herzen auf einem Steine und kann meine Gefühle nicht beschreiben.



Mag sich der Leser in meine Lage versetzen, dann kann er sich vielleicht eine Vorstellung davon machen. In meiner Nähe war der alte Indabazimbi und starrte gerade vor sich hin, als wenn er in das All sähe und nichts von dem, was um ihn vorging, wahrte. Ein Gedanke durchzuckte

mich. Dieser Mann hatte überirdische Gewalt. Mehrmals hatte er während unserer Abenteuer prophezeit, und immer waren seine Prophezeiungen eingetroffen. Er hatte mir, als wir dem Sulu-Timpi entflohen, geraten, nordwärts zu steuern, weil ich dort den Ort eines weisen Mannes finden würde, der unter dem Schatten eines großen Berges lebte, der voller Paviane war. Vielleicht konnte er in dieser höchsten Not helfen — auf jeden Fall war es den Versuch wert.

„Indaba-Zimbi,“ sagte ich, „du sagst, daß du deinen Geist durch die Thore der Unendlichkeit senden kannst, und siehst, was wir nicht sehen. Wenigstens weiß ich, daß du seltsame Dinge zu thun vermagst. Kannst du mir jetzt nicht helfen? Wenn du sie retten kannst und willst, will ich dir die Hälfte all des Viehs geben, das wir hier haben.“

„Ich sagte nie etwas derartiges, Macumazahn,“ antwortete er. „Ich thue Dinge, aber ich spreche nicht darüber. Auch suche ich keinen Lohn für das, was ich thue, wie ein gewöhnlicher Zauberer. Es ist gut, daß du mich gebeten hast,

meine Weisheit zu gebrauchen, denn ich hätte es ungefragt nicht wieder gethan — nein, selbst nicht des Sternes und deinetwegen, den ich liebe, denn wenn ich es gethan hätte, so wäre mein Geist ärgerlich geworden. Bei den anderen Angelegenheiten war ich selbst beteiligt, denn mein Leben war so gut betroffen wie deines, aber an dieser Sache habe ich keinen Anteil, und deshalb durfte ich meine Weisheit nicht gebrauchen, bis du es ratsam fandest, meinen Geist anzurufen. Aber mich vorher zu fragen, hätte auch nichts genügt, denn ich habe erst das Kraut gefunden, dessen ich bedarf," und er holte eine Handvoll Blätter hervor, die ich nicht kannte. Die Pflanze hatte stachelige Blätter, die ganz ähnlich wie die der gewöhnlichen englischen Nessel geformt waren.

„Nun, Macumazah," fuhr er fort, „bitte die Leute, daß sie uns allein lassen, und dann folge mir gleich nach der kleinen Lichtung drunten beim Wasser.“

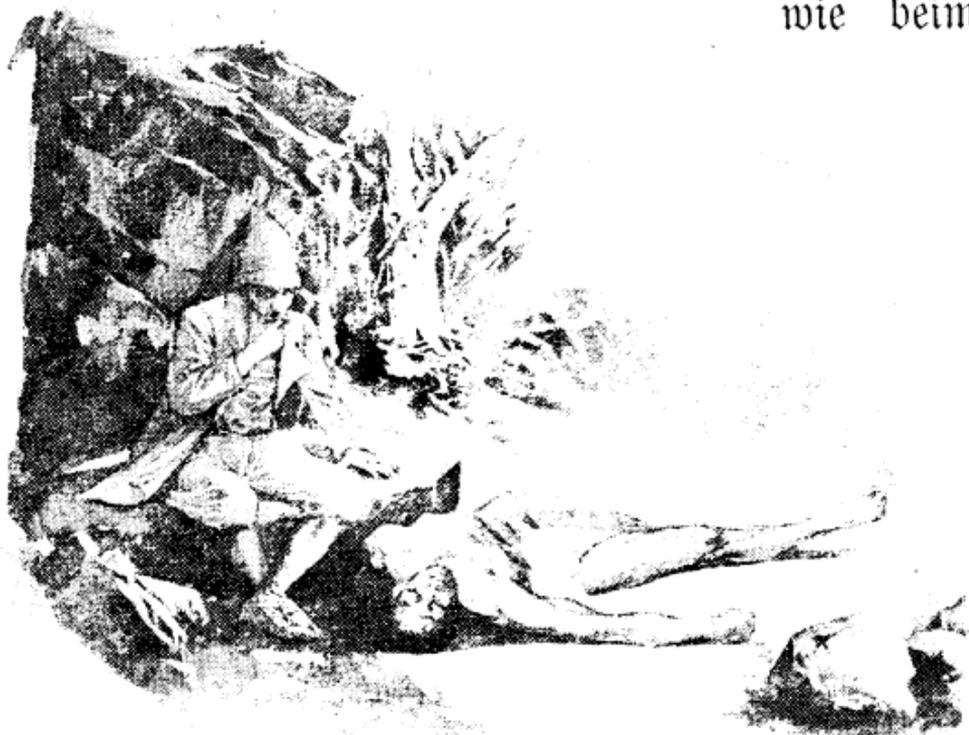
Ich that es. Als ich das Wasser erreichte, sah ich Indaba-Zimbi ein kleines Feuer unter dem Schatten eines Baumes am Wasserrande anzünden.

„Setze dich dorthin, Macumazahn,“ sagte er, indem er auf einen Stein dicht beim Feuer zeigte, „und sei über nichts, was du gewahrst, überrascht oder erschrocken.“

Ich setzte mich nieder und paßte auf. Als das Feuer hell brannte, entkleidete sich der alte Bursche vollständig, dann ging er an das Wasser hin und tauchte darin unter. Dann kam er vor Kälte zitternd zurück, und indem er sich über das kleine Feuer bog, nahm er Blätter der Pflanze, die ich erwähnt habe, in den Mund und begann sie zu kauen, und während des Kauens murmelte er. Die meisten der übrig gebliebenen Blätter warf er ins Feuer. Ein dichter Rauch stieg aus ihnen auf, und er hielt den Kopf in den Rauch und zog ihn in die Lungen, bis ich alle Anzeichen des Erstickens an ihm wahrnahm. Die Adern an seiner Kehle waren geschwollen, seine Brust schwell an, er schnappte laut und seine Augen, aus denen Thränen strömten, schienen ihm aus dem Kopfe treten zu wollen. Dann fiel er auf die Seite und lag bewusstlos. Ich war furchtbar erschrocken, und mein erster Gedanke war, zu seinem Beistande zu eilen, aber glücklicher-

weise entsann ich mich seiner Mahnung und saß stille.

Indaba-Zimbi lag an der Erde wie jemand, der vollständig tot ist. Seine Glieder hatten alle die äußerste Erschlaffung wie beim



Tode. Aber als ich hinsah, gewahrte ich, wie sie steif wurden, gerade als ob rigor mortis eingetreten wäre. Dann sah ich sie zu meinem Erstaunen wieder schlaff werden, und gleichzeitig erschien auf seiner Brust ein Verwesungsfleck. Er

wurde größer und größer; und in drei Minuten war der Mann allem Anscheine nach ein schwarzblauer Leichnam.

Ich saß und beobachtete diesen seltsamen Burjchen und dachte darüber nach, ob ein weiterer natürlicher Prozeß eintreten würde. Vielleicht würde Indaba-Zimbi vor meinen Augen zu Staub zerfallen. Während ich weiter hinsah, bemerkte ich, daß die Entfärbung sich wieder verlor. Erst verschwand sie von den Extremitäten, dann von den größeren Gliedern, und zuletzt vom Rumpfe. Dann kam die dritte Phase der Erschlaffung, die zweite der Steifheit oder rigor, und die erste des Collapsus nach dem Tode. Als alle diese in schneller Reihenfolge eingesetzt hatten, wachte Indaba-Zimbi ganz ruhig auf.

Ich war zu erstaunt, um zu sprechen, und sah ihn nur mit offenem Munde an.

„Nun, Macumazahu,“ sagte er, indem er seinen Kopf wie ein Vogel auf die Seite legte und mit seiner weißen Locke in höchst komischer Weise nickte, „’s ist alles in Ordnung; ich habe sie gesehen.“

„Wen gesehen?“ sagte ich.

„Den Stern, deine Frau, und das kleine Mädchen. Sie sind sehr erschrocken, aber unverletzt. Die Pavianfrau bewacht sie. Sie ist verrückt, aber die Paviane gehorchen ihr und thun den beiden nichts zuleide. Der Stern schlief aus Erschöpfung; so flüsterte ich ihr ins Ohr, sie sollte sich nicht ängstigen, denn du kämest bald zu ihrer Hilfe herbei, und daß sie inzwischen so thun müßte, als ob sie sich freute, Hendrika bei sich zu haben.“

„Du flüsterstest in ihr Ohr?“ sagte ich. „Wie konntest du denn in ihr Ohr flüstern?“

„Bah! Macumazah, wie konnte ich zu sterben scheinen und vor deinen Augen verwehen? Du weißt das nicht. Nun, ich will dir eins sagen. Ich mußte sterben, um die Thore des Alls zu passieren, wie du sie nennst. Ich mußte alle Gesundheit und Lebenskraft aus meinem Körper ziehen, um die Gewalt zu haben, mit dem Stern zu sprechen. Es war eine gefährliche Geschichte, Macumazah, denn wenn ich die Sache hätte ein wenig weiter gehen lassen, dann mußte sie so bleiben, und dann war's zu Ende mit In-daba-Zimbi. Ihr weißen Leute, ihr wißt so

viel, daß ihr denkt, ihr wißt alles. Aber das thut ihr doch nicht! ihr starrt immer in die Wolken und gewahrt die Dinge nicht, die euch vor den Füßen liegen. Du glaubst mir jetzt noch kaum, nicht wahr, Macumazah? Schön, ich werde es dir zeigen. Hast du irgend etwas bei dir, das der Stern berührt oder getragen hat?"

Ich dachte einen Augenblick nach und sagte, ich hätte eine Locke ihres Haares in meinem Notizbuch. Er sagte nur, ich solle sie ihm geben. Ich that es. Dann ging er zum Feuer, zündete die Haarlocke im Feuer an und ließ sie zu Asche verbrennen, die er in seiner linken Hand sammelte. Diese Asche vermischte er mit dem Rest der Pflanzenblätter, von denen ich vorhin gesprochen, zu einer Art Brei.

„Nun, Macumazah, mach deine Augen zu,“ sagte er.

Ich that es, und er rieb diesen Brei auf meine Augenlider. Erst brannte es etwas, dann wurde mir ganz schwindlig. Endlich ging auch diese Wirkung vorüber, und mein Hirn war wieder vollständig klar, aber ich konnte den festen Boden nicht mit meinen Füßen fühlen. Indaba-

Zimbi führte mich ans Flußufer. Unter mir war eine Fläche von wundervollem klarem Wasser.

„Sieh da hinein, Macumazahu,“ sagte In-daba-Zimbi, und seine Stimme klang hohl und wie von weitem in meine Ohren.

Ich sah hinein. Das Wasser wurde dunkel; es klärte sich dann auf und ein Bild war darin. Ich sah eine Höhle, in der ein Feuer brannte. Gegen die Wand der Höhle lehnte sich Stella. Ihr Kleid war ihr beinah vom Leibe gerissen; sie sah entsetzlich blaß und ermüdet aus, und ihre Augenlider waren rot, wie vom Weinen. Aber sie schlief, und mir war's, als ob ihre Lippen im Traume meinen Namen sprächen. Dicht bei ihr, den Kopf auf ihre Brust gelegt, war die kleine Tota; über sie war ein Fell geworfen, um sie vor der Nachtkälte zu schützen. Das Kind war wach und schien vor Furcht zu stöhnen. Beim Feuer, und in solcher Stellung, daß das Licht voll auf ihr Gesicht fiel, und damit beschäftigt, irgend etwas in einem roh geformten Topfe zu kochen, saß die Pavianfrau Hendrika. Sie war in Pavianfelle gekleidet, und ihr Gesicht war mit irgend einer dunklen Farbe eingerieben,

die aber schon wieder abging. In den Pausen zwischen ihrem Kochen blickte sie mit wilden Augen nach Stella, und aus ihnen glühte Tollheit, gemischt mit einem Ausdrücke von Bärtlichkeit, der fast an Anbetung streifte. Dann starrte sie wieder auf das arme Kind und knirschte mit den Zähnen, wie aus Haß. Augenscheinlich war sie auf Tota eifersüchtig. Um die Eingangswölbung der Höhle guckten die Köpfe vieler Paviane. Sofort machte Hendrika einem von ihnen ein Zeichen; scheinbar schien sie nicht zu sprechen oder zu grunzen, um Stella nicht zu erwecken. Das Tier sprang vorwärts, und sie gab ihm einen hölzernen Topf, der neben ihr lag. Es nahm ihn und ging weg. Das letzte, was ich sah, als die Vision langsam aus dem Wasser verschwand, war der undeutliche Schatten des Pavians, der mit einem Topf voll Wasser zurückkehrte.

Gleich darauf war alles verschwunden. Mir war nicht mehr so seltsam zu Mute. Unter mir war das Wasser, und neben mir stand Indabazimbi lächelnd.

„Du hast Dinge gesehen,“ sagte er.



„Das habe ich,“ antwortete ich und machte keine weitere Bemerkung in der Angelegenheit. Was war da zu sagen? „Weißt du den Pfad zu der Höhle?“ fragte ich.

Er nickte mit dem Kopfe. „Ich verfolgte ihn noch nicht vollständig, weil er sich windet,“ sagte er. „Aber ich weiß ihn. Wir werden die Seile gebrauchen.“

„Dann laß uns aufbrechen; die Leute haben gegessen.“

Er nickte wieder mit dem Kopfe, und indem
Der Zauberer im Sululande.

ich zu den Männern hinging, befahl ich ihnen, sich bereit zu machen, und fügte hinzu, daß Indaba-Zimbi den Weg wüßte. Sie sagten, dann wäre alles in Ordnung, denn wenn Indaba-Zimbi den Stern „ausgerochen“ hätte, dann würden wir ihn bald finden. So brachen wir ganz wohlgenut auf, und meine Laune hatte sich so weit gebessert, daß ich sogar imstande war, beim Gehen einen oder zwei gekochte Maiskolben zu essen.

Wir gingen das Thal hinauf und folgten dem Flußlaufe ungefähr eine englische Meile weit; dann wandte sich Indaba-Zimbi plötzlich zur Rechten, eine andere Kluft entlang, von denen zahllose im Grunde der großen Berge waren.

Weiter stiegen wir von Kluft zu Kluft. Indaba-Zimbi, der uns führte, war niemals zweifelhaft; er ging Schluchten entlang und über kleine Bergrücken mit der Sicherheit eines Hundes, der einer warmen Spur folgt. Endlich, nach einem dreistündigen Marsche, kamen wir zu einem großen, schweigsamem Thale am nördlichen Abhange des großen Peaks. Auf einer Seite dieses Thales war eine Reihe felsiger Kuppen, auf der anderen stieg eine kahle Felswand in die Höhe. Ungefähr

zwei englische Meilen weit marschierten wir an dieser Felswand entlang. Dann machte Indabazimbi plötzlich Halt.

„Dort ist die Stelle,“ sagte er, indem er auf eine sich öffnende Klippe wies. Diese Deffnung war ungefähr vierzig Fuß vom Erdboden entfernt und ellipsenförmig. Sie kann nicht



mehr als zwanzig Fuß hoch und zehn Fuß breit gewesen sein, und war größtenteils durch Farnkräuter und Strauchwerk, das an der Klippe wuchs, ver-

borgen. So scharf mein Auge auch war, ich glaube nicht, daß ich sie je bemerkt hätte, denn da waren viele solcher Sprünge und Höhlungen in dem felsigen Antlitz des großen Berges. Wir gingen näher heran und betrachteten den Platz sorgfältig. Das erste, was ich bemerkte, war, daß der Felsen, der nicht ganz senkrecht war, durch das beständige Auf- und Niedersteigen der Paviane ausgetreten war; das zweite, daß etwas Weißes an einem Strauche dicht an der Spitze des Aufstiegs hing.

Es war ein Taschentuch.

Nun war kein Zweifel mehr in der Sache. Mit klopfendem Herzen begann ich den Aufstieg. Die ersten zwanzig Fuß weit war er verhältnißmäßig leicht, denn der Felsen war schräg; die nächsten zehn Fuß waren sehr beschwerlich, aber doch für einen thatkräftigen Mann noch möglich, und ich erkletterte sie, gefolgt von Indaba-Zimbi. Aber die letzten zwölf oder fünfzehn Fuß konnten wir nur ersteigen, indem wir ein Seil um einen abgebrochenen Baum schlangen, der am Fuße der Oeffnung wuchs. Das vollführten wir mit einiger Mühe, und der Rest war leicht. Ein oder zwei

Fuß über meinem Kopfe flatterte das Taschentuch in der Luft. Indem ich mich an dem Seil festhing, ergriff ich es. Es war Stellas. Als ich es nahm, sah ich das Gesicht eines Pavians über den Rand der Klippe lugen, den ersten Pavian, den wir an dem Morgen sahen. Das Thier bellte auf und verschwand. Indem ich das Taschentuch in die Brusttasche steckte, stemmte ich meine Füße gegen die Felswand und kletterte hinauf, so schnell ich konnte. Ich wußte, wir hatten keine Zeit zu verlieren, denn der Pavian würde geschwind die anderen alarmieren. Ich erreichte die Kluft. Es war ein überdeckter Weg, der vom Wasser gerissen war, und endigte in einer Gasse, die zu irgend einem weiten offenen Raume führte. Ich blickte durch den Durchbruch und sah, daß die Gasse schwarz war von Pavianen. Zu Hunderten kamen sie heran. Ich nahm meine Elefantensflinte von der Schulter und wartete, indem ich den Leuten unten zurief, sie möchten mit möglichster Eile heraufkommen. Die Tiere strömten die dämmerige Höhlung entlang auf mich zu, bellend, grunzend und die riesigen Zähne fletschend. Ich wartete, bis sie auf fünf-

zehn Schritte heran waren. Dann feuerte ich die Elefantensflinte ab, die mit Bleistücken geladen war, und zwar mitten hinein. In dem engen Raume hallte der Schuß wie ein Kanonenschuß, aber sein Ton war schnell verschlungen durch den Schwall durchdringender, menschlich klingender Schreie, der nun folgte. Die Ladung der schweren Bleistücke hatte die Zahl der Paviane gelichtet, und wenigstens ein Duzend lag tot oder sterbend in dem Durchgange. Einen Augenblick zögerten sie, dann kamen sie wieder mit entsetzlichem Geschrei vor. Zum Glück stand jetzt Indaba-Zimbi, der ebenfalls eine Flinte hatte, neben mir, sonst wäre ich in Stücke gerissen worden, ehe ich wieder laden konnte. Er feuerte beide Läufe hinein und hemmte dadurch ihr Vordringen. Wieder kamen sie heran, und trotz des Auftretens zweier Eingeborenen mit Flinten, die sie auf die Tiere abfeuerten, wären wir von den großen, wütenden Tieren überwältigt worden, wenn es mir nicht gelungen wäre, meine Elefantensflinte wieder zu laden. Als sie gerade dicht heran waren, feuerte ich mit noch größerer tödlicher Wirkung als vorher, denn auf die Entfernung

hin schlug jede Kugel eine Gasse. Man konnte denken, wir führten eine Schlacht mit einer Schar von Dämonen; und bei der Beleuchtung — denn der überhängende Felsenbogen machte es sehr dunkel — sahen die fletschenden Schnauzen und düster glühenden Augen der Affen gerade wie die der Teufel aus, wie mittelalterliche Phantasie sie darstellt. Aber der letzte Schuß war zu viel für sie; sie wichen zurück, zogen einige der Verwundeten mit fort und gaben uns dadurch Zeit, unsere Leute auf die Klippe kommen zu lassen. In wenigen Minuten waren alle da, und wir gingen durch den Gang, der in eine felsige Gasse mit schrägaufsteigenden Wänden auslief. Diese Gasse hatte etwas Wasser auf dem Boden; sie war ungefähr hundert Schritte lang, und die Abhänge auf jeder Seite waren mit steilen Klippen gekrönt. Ich blickte an den Abhängen in die Höhe; sie schwärmten förmlich von Pavianen, die grunzten, bellten, schriegen und sich voller Wut mit ihren langen Armen gegen die Brust schlugen. Ich blickte den Wasserweg entlang; darin kam, von einer Meute oder auch einer Wache begleitet, Hendrika; ihr langes Haar flog, auf ihrem Ge-

sicht stand Wahnsinn geschrieben und in ihren Armen hielt sie die bewußtlose Gestalt der kleinen Tota.

Sie sah uns, und Wutschaum kam aus ihrem Munde. Sie schrie laut. Für mich war der Ton nur ein unartikulirter Schrei, aber die Paviane verstanden ihn, denn sie fingen an, Felsblöcke auf uns hernieder zu rollen. Ein Block sprang an mir vorbei und tötete einen Kaffern hinter mir; ein anderer fiel von dem oberen Felsboden auf eines Mannes Kopf und erschlug ihn ebenfalls. Indaba-Zimbi erhob seine Flinte, um Hendrika zu erschießen; ich schlug sie hoch, so daß der Schuß über ihr hinsauste und rief, er würde das Kind töten. Dann rief ich den Leuten zu, sie sollten von Seite zu Seite der schräg ansteigenden Gasse eine Linie bilden. Wütend über den Verlust ihrer zweier Kameraden, gehorchten sie, und indem ich mit Indaba-Zimbi und den zwei anderen Leuten, die Flinten hatten, in dem Wasserwege blieb, gab ich Befehl zum Angriff.

Dann begann die eigentliche Schlacht, und es ist schwer zu sagen, wer wütender focht, die Eingeborenen oder die Paviane. Die Kaffern



17 HOWARD

fletterten an den Abhängen entlang, und als sie herankamen, stürzten sich die Affen, aufgestachelt durch Hendrika, die hin und her stürmte und die unglückliche Tota als Schild vor sich hielt, in heller Wut auf sie. Unzählige wurden durch Assagais getötet, und viele andere fielen durch unsere Schüsse; aber dennoch kamen sie wieder heran. Und wir blieben auch nicht ohne Verluste. Gelegentlich rutschte ein Mann aus oder wurde durch den Griff eines Pavians zu Boden geschleudert. Dann stürzten sich die anderen auf ihn wie Hunde auf eine Ratte und töteten ihn. Auf diese Weise verloren wir fünf Leute, und ich selbst trug einen Biß in den fleischigen Teil des linken Armes davon, aber zum Glück erstach ein Kaffer neben mir das Tier mit dem Assagai, ehe es mich zu Boden reißen konnte.

Endlich und zwar ganz plötzlich gaben die Paviane es auf. Eine Panik schien sie zu ergreifen. Trotz Hendrikas Geschrei dachten sie nicht mehr an den Kampf, sondern nur an Flucht; einige versuchten nicht mal mehr sich vor den Assagais der Kaffern zu retten, sondern verbargen einfach ihre scheußlichen Gesichter in den Klauen und stöhnten

jämmerlich, indem sie darauf warteten, erschlagen zu werden.

Hendrika sah, daß die Schlacht verloren war. Indem sie das Kind aus ihren Armen gleiten ließ, stürzte sie gerade auf uns zu, das volle Bild schrecklichen Wahnsinns. Ich hob meine Flinte, konnte es aber nicht über mich ge-



winnen, sie zu erschießen. Alles in allem war sie doch nur ein verrücktes Ding, halb Affe, halb Frau. So sprang ich zur Seite, und sie flog gerade auf Indaba-Zimbi los, den sie umrannte. Aber sie hielt sich nicht mehr auf, um noch irgend etwas zu vollführen. Sie jammerte schrecklich, lief die Gasse entlang durch den Thorbogen von vielen der überlebenden Paviane gefolgt und verschwand aus unserem Gesichtskreise.





12. Kapitel.

Der Kampf war vorüber. Im ganzen waren sieben Mann getötet und noch viele ernstlich gebissen, während wenige ohne Erinnerungszeichen an Pavianzähne und Klauen davongekommen waren. Wie viele der Tiere wir töteten, habe ich nie erfahren, weil wir sie nicht zählten, aber es war eine große Zahl. Ich denke, noch für lange Jahre muß ihre Schar in Babjans=Peaf sehr vermindert gewesen sein. Aber von jenem Tage an bis heute bin ich den Pavianen immer aus dem Wege gegangen und fürchte mich vor ihnen mehr, als vor irgend einem anderen Tiere.

Der Pfad war frei, und wir eilten im Wasserlaufe in die Höhe. Aber erst hoben wir die kleine Tota auf. Das Kind war nicht ohnmächtig, wie ich gedacht hatte, sondern von Schrecken gelähmt, so daß sie kaum sprechen

konnte. Sonst war sie unverletzt, obgleich es manche Woche dauerte, ehe ihre Nerven den Schlag überwandten. Wäre sie älter gewesen und hätte sie nicht Hendrika wiedererkannt, so zweifle ich, ob sie ihn überhaupt je überwunden hätte. Sie kannte mich wieder und schlang ihre kleinen Arme um meinen Hals; dabei hielt sie sich so krampfhaft fest, daß ich gar nicht wagte, sie jemand anders zu geben, in dem Gefühl, daß das ihre Angst noch vermehren würde. So schritt ich weiter das Kind auf den Armen. Die Befürchtungen, die mein Herz zerrissen, kann man sich wohl vorstellen. Würde ich Stella lebend oder tot finden? Würde ich sie überhaupt finden? Nun, wir würden es bald erfahren. Wir kletterten in dem steinigen Minnsal weiter; trotz Totas Gewicht führte ich den Zug, denn die Angst ließ mir Flügel. Nun wir waren hindurch, und eine seltsame Scene bot sich uns dar. Wir waren in einem großen, natürlichen Amphitheater, nur war es dreimal so groß, als je ein von Menschenhänden geschaffenes, und die Mauern waren von senkrechten Wänden gebildet, die sich in einer Höhe von ein- bis zweihundert Fuß erhoben. Im

übrigen war der so eingeschlossene Teil eben, parkartig mit Bäumen bepflanzt, im Blumenschmuck leuchtend und in der Mitte von einem Flusse durchschnitten, der, wie ich später entdeckte, aus der Erde zu Häupten des offenen Raumes emporquoll.

Wir verteilten uns in einer Linie und suchten überall, denn Tota ward hinzugenommen, um uns zu zeigen, wo Stella verborgen war. Ziemlich eine halbe Stunde lang suchten und suchten wir, prüften genau alle Felswände, ob sich irgend eine Höhlenöffnung darin fände. Vergeblich; wir konnten keine finden. Ich wandte mich an den alten In-daba-Zimbi, aber hier war seine Weissagungskunst zu Ende. Alles, was er sagen konnte, war, daß dies der Ort wäre, und daß der „Stern“ irgendwo in einer Höhle verborgen gehalten würde, aber wo die Höhle war, konnte er nicht sagen. Endlich kamen wir bis zur Spitze des Amphitheaters. Vor uns war eine Felswand, von der die unteren Teile hier und da mit Gräsern, Flechten und Schlingpflanzen bewachsen waren. Ich ging darauf entlang und rief mit lauter Stimme.



Fast blieb mein Herz stehen, denn mir war's,
 als hörte ich eine schwache Antwort. Ich ging
 näher dem Orte zu, wo der Klang herzukommen
 schien, und rief wieder. Ja, das war eine Ant-
 wort von der Stimme meiner Frau. Sie schien

von dem Felsen zu kommen. Ich kletterte daran in die Höhe und suchte zwischen den Schlingpflanzen, konnte aber doch keine Oeffnung finden.

„Schiebe den Stein weg,“ rief Stellas Stimme, „die Höhle ist mit einem Steine verschlossen.“

Ich nahm einen Speer und stachelte an der Klippe, wo der Klang herkam, herum. Plötzlich sank der Speer durch eine Masse Flechten. Ich schob sie beiseite und legte einen Felsblock bloß, der in den Mund der Felsöffnung gerollt war und der so genau hineinpaßte, daß er, nun auch noch von den überhängenden Flechten verdeckt, selbst dem schärfsten Auge hätte entgehen können. Wir zogen den Stein heraus, doch bedurfte es dazu der Kraft zweier Männer. Jenseits war ein enger, vom Wasser gerissener Weg, dem ich mit klopfendem Herzen folgte. Bald öffnete er sich zu einer kleinen Höhle, die wie eine Picklesflasche geformt war und am oberen Ende den Hals hatte. Wir gingen hindurch und fanden uns in einer zweiten, viel größeren Höhle, die ich sofort als diejenige erkannte, die mir Indaba-Zimbi durch die Vision im Wasser gezeigt hatte.

Licht erhielt sie von oben — wie, kann ich nicht sagen — und bei seinem Scheine konnte ich eine Gestalt gewahren, die am oberen Ende der Höhle halb lag, halb saß. Ich stürzte darauf los. Es war Stella! Stella mit Streifen aus Fell festgebunden, gestoßen, zerschunden, aber Stella, und lebend.



Sie sah mich, stieß einen Schrei aus und dann, als ich sie in meinen Armen auffing, wurde sie ohnmächtig. Es war ein rechtes Glück, daß sie nicht vorher in Ohnmacht gefallen war, denn

wenn ich nicht den Klang ihrer Stimme gehört hätte, so glaube ich nicht, daß wir sie in dieser so schlau verborgenen Höhle je gefunden hätten, wenn nicht doch noch Indaba-Zimbis Zauberkrast (die gesegnet sein mag) uns etwa zu Hilfe gekommen wäre.

Wir trugen sie an die frische Luft, legten sie unter den Schatten eines Baumes und schnitten die Bande von ihren Knöcheln los. Als wir gingen, blickte ich in die Höhle. Sie war genau so, wie ich sie in der Vision gesehen hatte. Da brannte das Feuer, da waren die rohen Holzgefäße, eines derselben noch halb voll von dem Wasser, das ich den Pavian hatte bringen sehen. Ich fühlte mich von Ehrfurcht ergriffen, als ich darauf hinblickte, und bewunderte die Macht, die von einem Wilden gehandhabt wurde, der nicht einmal lesen und schreiben konnte.

Nun konnte ich Stella deutlich sehen. Ihr Gesicht war zerkrast und von Furcht und Weinen abgezehrt, ihre Kleider waren fast fortgerissen, und ihr schönes Haar hing offen und verwirrt. Ich sandte nach Wasser, und wir besprengten ihr Gesicht. Dann zwang ich ein wenig von dem Brannt-

wein, den wir in den Kraalen aus Pfirsichen destillierten, zwischen ihre Lippen, sie öffnete die Augen, und indem sie ihre Arme um mich warf, hing sie sich an mich, wie die kleine Tota, und schluchzte: „Gott sei Dank! Gott sei Dank!“

Nach einer Weile wurde sie ruhiger, und ich ließ sie und Tota von dem Borrath, den wir mitgebracht hatten, etwas essen. Ich aß ebenfalls etwas und voll Dankbarkeit, denn mit Ausnahme der Maiskolben hatte ich seit vierundzwanzig Stunden nichts genossen. Dann wusch sie ihr Gesicht und die Hände und ordnete die Lumpen ihres Kleides, so gut es eben ging. Während sie es that, erfuhr ich nach und nach ihre Geschichte.

Sie erzählte, daß sie am vorhergehenden Nachmittage, als sie vom Packen ermüdet war, hinausging, um ihres Vaters Grab zu besuchen, und Tota mit sich nahm und von den zwei Hunden begleitet wurde.

Sie wollte gern einige Blumen auf das Grab legen und von dem, den es deckte, Abschied nehmen, denn da wir am nächsten Morgen ganz bei Zeiten aufbrechen wollten, so wußte sie nicht, ob sie noch eine spätere Gelegenheit finden würde.

Sie gingen durch den Garten und pflückten von den Drangebäumen und sonstwo einige Blumen, und trugen sie nach dem kleinen Kirchhof. Hier legte sie sie auf das Grab, wie wir sie gefunden hatten, und dann setzte sie sich nieder und verfiel in eine tiefe Träumerei, wozu sich ja die Gelegenheit bot. Während sie so da saß, war Tota, die ein lebhaftes und unternehmendes Kind war, weggegangen, ohne daß Stella es bemerkt hatte. Mit ihr gingen die Hunde, die auch der Thatlosigkeit müde waren; eine Weile ging hin, und plötzlich hörte sie die Hunde in einer Entfernung von ungefähr hundert und fünfzig Schritten wütend bellen. Dann hörte sie Tota schreien und die Hunde vor Furcht und Schmerzen heulen. Sie erhob sich und lief, so schnell sie konnte, nach dem Orte, wo der Klang herkam. Sogleich war sie dort. Vor ihr in der Richtung war eine Gestalt, die die schreiende Tota in den Armen hielt und in der sie sofort Hendrika erkannte, und rings umher waren zahllose Paviane, die in zwei großen Haufen übereinanderrollten und in ihrer Mitte die beiden Hunde hatten, die sie in Stücke zerrissen.

„Hendrika,“ rief Stella, „was soll das heißen? Was thust du mit Tota und diesen Tieren?“

Die Frau hörte sie und sah sie an. Dabei gewahrte Stella, daß sie verrückt war; Wahnsinn starrte aus ihren Augen. Sie ließ das Kind fallen, das sofort Schutz suchend zu Stella floh. Stella umfaßte sie, um im gleichen Augenblick von Hendrika umfaßt zu werden. Sie wehrte sich mit aller Gewalt, aber es war nutzlos, die Pavianfrau hatte die Kraft von zehn. Sie hob sie und Tota in die Höhe, als ob sie nichts wären, und lief mit ihnen fort, im Flusse entlang, um keine Spur zu hinterlassen. Nur die Paviane, die mit ihr kamen, bis auf den einen, den die Hunde getötet hatten, wollten nicht ins Wasser und hielten am Ufer Schritt mit ihnen.

Stella sagt, daß die Nacht, die nun folgte, mehr einem grauenhaften Traume als der Wirklichkeit geglichen hätte. Sie konnte mir nie ganz genau alles, was sich darin zugetragen hatte, erzählen. Sie hatte eine dunkle Erinnerung, daß sie über Felsen an Klüften entlang getragen worden war, während um sie her das schreckliche Grunzen und Schnalzen der Paviane widerhallte.

Sie sprach mit Hendrika in Englisch und in der Kaffernsprache und bat sie, sie gehen zu lassen; aber die Frau, wenn ich sie so nennen kann, schien in ihrer Verrücktheit die beiden Sprachen vollständig vergessen zu haben. Wenn Stella sprach, küßte sie sie und streichelte ihr Haar, aber sie schien nicht zu verstehen, was sie sagte. Auf der anderen Seite konnte sie, und that es auch, mit den Bavianen reden, die ihr blindlings zu gehorchen schienen. Und überdies wollte sie ihnen nicht erlauben, Stella oder das Kind in ihren Armen zu berühren. Einmal versuchte es einer von ihnen, es zu thun, da nahm sie einen Stock und schlug ihn so heftig auf den Kopf, daß er bewußtlos zu Boden fiel. Dreimal machte Stella einen Fluchtversuch, denn manchmal ließ selbst Hendrikas Kraft nach, und sie war genötigt, sie niederzusetzen. Aber bei jeder Gelegenheit fing sie sie, und bei diesen Kämpfen waren Stellas Kleider so zerrissen. Endlich erreichten sie vor Tagesanbruch die Klippe, und mit dem ersten Tageslicht begann der Aufstieg. Hendrika zog sie die ersten Absätze in die Höhe, aber als sie an die steile Stelle kamen, band sie Fellstreifen, von

denen sie einen Vorrat hatte, unter Stellas Armen hindurch ihr um die Taille. So steil der Platz auch war, erkletterten ihn die Paviane doch mit Leichtigkeit, indem sie von einem Felsvorsprung



auf den Baumstumpf sprangen, der am Rande der Höhlung wuchs. Hendrika folgte ihnen und hielt das Ende des Fellzügels in ihrem Munde, während einer der Paviane von dem Baum her-
niederhing, um ihr beim Aufstieg zu helfen. Bei

dieser Gelegenheit ließ Stella ihr Taschentuch fallen in der schwachen Hoffnung, daß ein Sucher es finden möchte.

Mittlerweile war Hendrika auf dem Baume und grunzte den Pavianen, die unten neben Stella versammelt waren, etwas zu. Plötzlich ergriffen diese sie und Tota, die sie in den Armen hielt, und hoben sie von der Erde. Dann nahm Hendrika, von anderen Pavianen unterstützt, ihre ganze Kraft zusammen und zog die beiden am Felsen in die Höhe. Zweimal schlug Stella heftig gegen die Klippe. Nach dem zweiten Mal fühlte sie ihre Sinne schwinden und stand die höchste Angst aus, daß sie Tota fallen lassen könnte. Aber es gelang ihr, sie festzuhalten, und zusammen erreichten sie die Klippe.

„Von der Zeit an,“ fuhr Stella fort, „kann ich mich auf nichts besinnen, bis ich erwachte und mich in einer dämmerigen Höhle auf einem Bette von Fellen befand. Meine Beine waren zusammengebunden und Hendrika saß neben mir und bewachte mich, während um die Oeffnung der Höhle die Köpfe der entsetzlichen Paviane lugten. Tota lag in meinen Armen und war vor

Schrecken halb tot; ihr Stöhnen zu hören war zu traurig. Ich sprach mit Hendrika und bat sie, uns frei zu geben; aber entweder hatte sie alles Verständniß der menschlichen Sprache verloren, oder sie that nur so. Alles, was sie that, war, daß sie mich liebkooste und meine Hände und mein Kleid mit übertriebenen Zeichen von Zärtlichkeit küßte. Als sie es that, rückte Tota noch näher zu mir heran. Das sah Hendrika und starrte so wild auf das Kind, daß ich befürchtete, sie würde es töten. Ich lenkte ihre Aufmerksamkeit ab, indem ich ihr durch Zeichen andeutete, daß ich Wasser wünschte, und das reichte sie mir in einer hölzernen Schale. Wie du sahst, war die Höhle augenscheinlich Hendrikas Wohnort. Es sind Vorräte von Früchten darin und Streifen vom gedörrtem Fleische. Sie gab mir einige Früchte und Tota auch ein bißchen, und ich ließ sie essen. Du kannst dir nie vorstellen, Allan, was ich durchgemacht habe. Ich sah nun, daß Hendrika ganz wahnsinnig war und nur wenig höher stehend als die Affen, denen sie verwandt ist und über die sie solche unheilvolle Gewalt hat. Die einzige Spur, die ihr noch von Menschlich-

keit anhaftete, war ihre Liebe zu mir. Augenscheinlich war ihr Gedanke, mich hier bei sich zu halten, fern von dir, und um diesen Gedanken auszuführen, war sie zur Anwendung jeder List und Geschicklichkeit bereit. In dieser Hinsicht war sie ganz bei Verstande, aber in jeder anderen war sie toll. Und überdies hatte sie ihre schreckliche Eifersucht nicht vergessen. Ich sah schon, wie sie auf Tota stierte, und wußte, daß die Ermordung des Kindes nur eine Frage der Zeit war. Wahrscheinlich würde sie in wenigen Stunden vor meinen Augen getötet werden. Zur Flucht war, selbst wenn ich die Kräfte dazu gehabt hätte, nicht die geringste Aussicht, und auch nur geringe, daß wir je gefunden werden würden.

„Nein, wir würden da festgehalten werden, bewacht von einem verrückten Dingen, das halb Affe, halb Frau war, bis wir elendiglich umkamen. Dann dachte ich an dich, mein Lieb, und alles, was du dulden mußtest, und mein Herz brach fast. Ich konnte nur zu Gott beten, daß ich entweder errettet werden möchte, oder bald sterben.“

„Während ich betete, fiel ich in eine Art von



Halbschlaf infolge der Uebermüdung, und dann hatte ich den seltsamsten Traum. Ich träumte, daß Indaba-Zimbi über mich gebeugt stünde und mit seiner weißen Locke nickte und in Kafferndialekt zu mir sprach, daß ich mich nicht ängstigen möchte, denn du würdest bald bei mir sein, und mittlerweile müßte ich Hendrika bei guter Laune erhalten, indem ich thäte, als ob ich mich freute, daß ich sie da hätte. Der Traum war so lebhaft, daß ich ihn förmlich zu sehen und zu hören schien, so wie ich ihn jetzt sehe und höre.“

Hier blickte ich auf und sah den alten Indaba-Zimbi an, der dicht dabei saß. Aber erst später erzählte ich Stella, wie ihre Vision ermöglicht worden war.

„Auf jeden Fall,“ fuhr sie fort, „beschloß ich, als ich erwachte, nach meinem Traume zu handeln. Ich nahm Hendrikas Hand und drückte sie. Sie lachte in einer wilden Art von Glückseligkeit und legte ihren Kopf auf mein Knie. Dann machte ich ihr Zeichen, daß ich etwas zu essen haben wollte, und sie warf Holz auf das Feuer, das, wie ich zu erwähnen vergaß, in der Hütte brannte, und fing an, eine Brühe zu bereiten, die

sie sehr gut zu kochen verstand, denn sie schien nicht alles davon vergessen zu haben. Auf alle Fälle war die Brühe ganz leidlich, obgleich weder Tota noch ich viel davon genießen konnten. Furcht und Uebermüdung hatten uns den Appetit genommen.

„Nachdem das Essen abgethan war — und ich zog es, so sehr ich konnte, in die Länge — sah ich, daß Hendrika wieder anfang, auf Tota eifersüchtig zu werden. Sie starrte auf sie und dann auf das große Messer, das sie um ihren Körper gebunden hatte. Ich erkannte das Messer wieder; es war dasselbe, mit dem sie dich hat ermorden wollen, mein Lieb. Endlich ging sie soweit, das Messer zu ziehen. Ich war vor Furcht gelähmt, dann fiel mir plötzlich ein, daß ich, während sie unsere Dienerin war, sie immer, wenn sie schlechter Laune war und schmolte, durch Gesang besänftigen konnte. So fing ich an, Hymnen zu singen. Sofort vergaß sie ihre Eifersucht und steckte das Messer in seine Scheide zurück. Sie kannte den Klang meines Gesanges und saß lauschend mit entzücktem Gesichte da; die Paviane versammelten sich ebenfalls am Eingange der Höhle, um zuzu-

hören. Ich muß eine Stunde oder noch länger gesungen haben, und zwar alle die Hymnen, auf die ich mich besinnen konnte. Es war so seltsam und schaurig da zu sitzen und der wahnsinnigen Hendrika vorzusingen und diesen entsetzlichen menschenähnlichen Affen, die ihre Augen schlossen und, während ich sang, mit den Köpfen nickten. Es war wie ein fürchterlicher Traum.

Nun also, das ging eine Zeit lang so weiter, bis meine Stimme ganz erschöpft war. Dann hörte ich plötzlich die Paviane draußen heftigen Lärm machen, so, als ob sie ärgerlich wären. Dann, mein Schatz, hörte ich den Knall deiner Elefantenflinte, und ich glaube, es war der süßeste Klang, den ich je gehört habe. Hendrika hörte ihn gleichfalls. Sie sprang auf, stand einen Augenblick still und dann nahm sie zu meinem Entsetzen Tota in die Arme und stürmte hinaus. Natürlich konnte ich mich nicht rühren, um ihr zu folgen, denn meine Füße waren zusammengebunden. Im nächsten Augenblick hörte ich, wie ein Felsblock bewegt wurde, und alsbald sagte mir die Abnahme der Helligkeit in der Höhle, daß ich eingeschlossen worden war. Nun erreichte mich der

Ton der Elefantensflinte nur ganz schwach, und dann konnte ich gar nichts mehr hören, mochte ich mein Gehör auch noch so sehr anstrengen.

Endlich hörte ich ein fernes Rufen, das mich durch die Felswand erreichte. Ich antwortete, so laut ich konnte. Du weißt das übrige; und oh, mein lieber Mann, Gott sei Dank! Gott sei Dank!“ und sie sank weinend in meine Arme.





Dreizehntes Kapitel.

Sowohl Stella als Tota waren zu ermüdet, um fortgebracht werden zu können, so kampierten wir die Nacht in der Heimat der Paviane, wurden aber von ihnen nicht gestört. Stella wollte nicht in der Höhle schlafen, sie sagte, der Platz ängstige sie so; also machte ich ihr unter einem Dornenbaume eine Art Bett zurecht. Da dieses felsenumgrenzte Thal einer der heißesten Orte war, in denen ich je gewesen bin, so dachte ich, es würde nichts schaden; aber als ich am anderen Morgen beim Sonnenaufgang einen Schleier miasmatischen Nebels über der Erdoberfläche hängen sah, wurde ich anderer Meinung. Jedoch schienen

sich weder Stella noch Tota schlechter zu befinden, und so brachen wir nach Hause auf. Ich hatte schon am vorigen Tage einige der Leute zurückgeschickt, um aus den Kraalen eine Leiter zu holen. Mit Hilfe dieser Leiter war der Abstieg leicht. Stella stieg nun auf der Höhe der Klippe aus der Tragbahre, denn wir fanden es nötig, sie zu tragen, kletterte die Leiter hinab und am Fuße derselben wieder in die Tragbahre hinein. Nun also, wir erreichten die Kraale ganz gut und sahen nichts mehr von Hendrika, und, wäre dies eine Geschichte, so würde ich hier zweifellos damit endigen: „und wir lebten von da an glücklich und in Frieden.“ Aber ach! so ist es nicht. Wie soll ich es schreiben?

Meiner lieben Frau Lebenskraft schien vollständig zu versagen, nun die Gefahr vorüber war, und innerhalb der ersten zwölf Stunden nach ihrer Rückkehr sah ich, daß ihr Gesundheitszustand ein derartiger war, daß wir jeden Gedanken an ein baldiges Verlassen der Kraale aufgeben mußten. Die körperliche Anstrengung, die Seelenangst, der Schrecken, dem sie während jener entsetzlichen Nacht ausgesetzt gewesen war, zusammen mit ihrem zarten

Gesundheitszustande hatten sie vollständig niedergedrückt. Um die Sache noch schlimmer zu machen, wurde sie von einem Fieberanfall ergriffen, den sie sich zweifellos in der ungesunden Atmosphäre jenes verfluchten Thales zugezogen hatte. Mit der Zeit schüttelte sie das Fieber ab, aber es ließ sie sehr schwach und völlig unfähig, das Schwere, das ihr bevorstand, zu überstehen.

Ich glaube, sie wußte, daß sie sterben würde; sie sprach immer von meiner Zukunft, niemals von unserer. Es ist mir unmöglich, zu beschreiben, wie süß sie war, wie sanft, wie geduldig und ergeben. Auch habe ich nicht die Absicht, es zu thun, es ist zu traurig. Aber dies will ich sagen, ich glaube, daß, wenn je eine Frau, während sie auf der Erde lebte, an die Vollkommenheit heranreichte, dann war es Stella Quatermain.

Die entscheidende Stunde rückte näher. Mein Knabe Harry wurde geboren, und seine Mutter lebte, um ihn zu küssen und zu segnen. Dann sanken ihre Kräfte. Wir thaten, was wir konnten, aber wir hatten wenig Erfahrung und konnten sie nicht vom Tode erretten. Durch eine ganze bange

Nacht wachte ich mit brechendem Herzen an ihrem Lager.

Der Morgen dämmerte, die Sonne stieg im Osten auf. Ihre Strahlen, die auf den Peak hinter uns fielen, reflektierten in vollem Glanze auf der Wölbung des westlichen Himmels. Stella erwachte aus ihrer Ohnmacht und sah das Licht. Sie flüsterte mir zu, die Thüre der Hütte zu öffnen. Ich that es und sie heftete ihre sterbenden Augen auf den Glanz des Morgenhimmels. Sie blickte mich an und lächelte, wie nur ein Engel lächeln kann. Dann hob sie mit einer letzten Anstrengung ihre Hand und zeigte nach dem strahlenden Himmel, indem sie flüsterte:

„Dort, Allan, dort!“

Es war vorüber, und mein Herz war gebrochen, und mit gebrochenem Herzen muß ich wandern bis ans Ende. Diejenigen, welche ähnliches erduldet haben, werden meinen Schmerz verstehen; ich kann ihn nicht beschreiben. In solchem Frieden und zu solcher Stunde möchte ich ebenfalls sterben!

Sa, es ist einige traurige Geschichte, aber wo wir auch wandern mögen in der Welt, wir kommen

nie aus dem Bereiche der Totenglocke. Für mich, wie für meinen Vater vor mir, und für die Millionen, die gewesen sind und noch sein werden, giebt es nur das eine Trostwort: „Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen.“ Laßt uns denn unsere Häupter unter dieser Hoffnung beugen und mit demüthigem Herzen hinzufügen: „der Name des Herrn sei gelobt.“

Ich begrub sie an ihres Vaters Seite, und die Thränen des Volkes, das sie geliebt hatte, stiegen auf gen Himmel. Selbst Indaba-Zimbi weinte.

In der zweiten Nacht nach dem Begräbniß konnte ich nicht schlafen. Ich stand auf, kleidete mich an und ging in die Nacht hinaus. Der Mond schien hell, und bei seinen Strahlen schlug ich den Weg nach dem Gottesacker ein. Ich ging schweigsam hin, und als ich näher kam, schien es mir, als hörte ich einen klagenden Laut jenseits der Mauer. Ich blickte hinüber. Neben Stellas Grab gefauert und den Rasen mit der Hand losreißend, als ob sie die, die darin lag, ausgraben wollte, hockte Hendrika. Ihr Gesicht war wild und hager, ihre Gestalt so abgezehrt, daß, als

das Fell, das sie trug, beiseite rutschte, die Schulterknochen gleich unter der Haut zu liegen schienen. Plötzlich blickte sie auf und sah mich. Indem sie ein entsetzliches wahnsinniges Lachen ausstieß, faßte sie mit ihrer Hand nach dem Gürtel und zog ihr großes Messer daraus hervor. Ich dachte, sie wollte mich angreifen, und bereitete mich darauf vor, mich so gut als möglich zu verteidigen, denn ich war unbewaffnet. Aber sie machte keinen Versuch es zu thun. Indem sie das Messer hoch hob, hielt sie es einen Augenblick still im Mondenlicht blinkend, dann stieß sie es in ihre eigene Brust und fiel der Länge nach auf die Erde.

Ich sprang über die Mauer und rannte zu ihr hin. Sie war noch nicht tot. Gleich darauf öffnete sie ihre Augen, und ich sah, daß der Wahnsinn daraus verschwunden war.

„Macumazahn,“ sagte sie, indem sie englisch sprach, aber mit dicker, schwerer Stimme, wie jemand, der halb vergessen hat und halb sich entsinnt — „Macumazahn, jetzt besinne ich mich. Ich bin wahnsinnig gewesen. Ist sie wirklich tot, Macumazahn?“

„Ja,“ sagte ich, „sie ist tot, — und du tötetest sie.“

„Ich tötete sie!“ stöhnte das sterbende Weib, „und ich liebte sie. Ja, ja, ich weiß es jetzt.“



Ich wurde wieder ein Tier und zog sie zu den Tieren, und nun bin ich wieder eine Frau, und sie ist tot, und ich tötete sie — weil ich sie so sehr liebte. Ich tötete sie, die mich von den Tieren rettete. Ich bin noch nicht tot, Macuma-

zahn. Nimm mich und foltere mich zu Tode, langsam, sehr langsam. Es war die Eifersucht auf dich, die mich toll machte, und nun habe ich sie getötet, und sie kann mir niemals mehr vergeben.“

„Bitte um Vergebung von oben,“ sagte ich, denn Hendrika war eine Christin gewesen, und die Qual ihrer Gewissensbisse rührte mich.

„Ich erbitte keine Vergebung,“ sagte sie. „Mag Gott mich für immer quälen, weil ich sie tötete; mag ich für ewige Zeiten ein Tier werden, bis sie kommt und mich findet und mir vergiebt! Ich sehne mich nur nach ihrer Vergebung.“ Und indem sie in einer solchen Herzensangst wehklagte, daß das körperliche Leiden vergessen schien, starb Hendrika, — die Pavianfrau.

Ich ging zu den Kraalen zurück, und indem ich Indaba-Zimbi weckte, sagte ich ihm, was geschehen war, und bat ihn, jemanden hinzusenden, um die Leiche zu bewachen, da ich vorschlug, sie am nächsten Tage zu begraben. Aber am nächsten Morgen war sie verschwunden, und ich fand heraus, daß die Eingeborenen, als sie von dem Geschehnis gehört hatten, den Leichnam ergriffen

und ihn mit allen Zeichen des Hasses den Geiern zum Fraße hingeworfen hatten.

Eine Woche nach Hendrikas Tode verließ ich die Babyan-Kraale. Mir war der Platz jetzt verhaßt; es war eine vom Unglück verfolgte Stätte. Ich sandte nach Indaba-Zimbi und sagte ihm, daß ich ginge. Er antwortete, daß es gut wäre. „Der Ort hat seinen Zweck erfüllt,“ sagte er. „Hier hast du Freude gefunden, die dir bestimmt war, und hast die Dinge erduldet, die dir zu leiden auferlegt waren. Ja, und obgleich du es jetzt nicht weißt, so sind die Freude und das Leid wie Sonnenschein und Sturm dasselbe und ruhen zuletzt in demselben Himmel, von dem sie kamen. Nun geh, Macumazahn.“

Ich fragte ihn, ob er mit mir käme.

„Nein,“ antwortete er, „unsere Pfade liegen künftighin getrennt, Macumazahn. Wir begegneten uns zu einem bestimmten Zwecke. Dieser Zweck ist erfüllt. Nun geht jeder seinen eigenen Weg. Du hast noch viele Jahre vor dir, Macumazahn; meiner Jahre sind wenige. Wenn wir jetzt Abschied nehmen, so ist es zum letztenmal. Mag

sein, daß wir uns wieder begegnen, aber nicht in dieser Welt. Von nun an hat jeder von uns einen Freund weniger.“

„Schwerwiegende Worte,“ sagte ich.

„Wahre Worte,“ antwortete er.

Nun, ich habe von dem übrigen nur wenig zu schreiben. Ich ging und ließ den alten In-daba-Zimbi zur Beaufsichtigung des Ortes da und schenkte ihm Vieh und solche Dinge, die ich nicht gebrauchte.

Tota nahm ich natürlich mit mir. Glücklicherweise hatten ihre Nerven den Schlag inzwischen überwunden. Das Baby Harry, wie er später genannt wurde, war ein schönes, kräftiges Kind, und ich war so glücklich, eine ehrbare Kaffernfrau zu finden, deren Mann in dem Paviankampfe gefallen war, die bereit war, als Kinderfrau mitzugehen.

Langsam und eine Strecke weit von dem ganzen Volke begleitet, zog ich aus den Babyan-Kraalen. Mein Weg nach Natal ging an dem Saume des schlechten Landes hin, und in der ersten Nacht spannte ich unter demselben Baume

aus, wo Stella, mein verlorenes Weib, uns vor Durst sterbend gefunden hatte.

Ich schlief in jener Nacht nicht viel. Und dennoch war ich froh, daß ich nicht vor elf Monaten in der Wüste gestorben war. Ich fühlte damals und habe es von Jahr zu Jahr mehr empfunden, während ich durch die einsame Wildnis des Lebens wandere, daß ich zu einem bestimmten Zwecke gerettet worden war. Ich hatte meines Liebling's Liebe gewonnen, und für eine kurze Spanne Zeit waren wir zusammen glücklich gewesen. Unser Glück war zu vollkommen, um zu dauern. Sie ist jetzt für mich verloren, aber sie ist verloren, um wieder gefunden zu werden.

Hier nahm ich am folgenden Morgen von Indaba-Zimbi Abschied.

„Leb wohl, Macumazahh,“ sagte er, indem er mir mit seiner weißen Locke zunicke. „Lebe wohl für eine Zeitlang. Ich bin kein Christ; dein Vater konnte mich nicht dazu machen. Aber er war ein weiser Mann, und als er sagte, daß die, welche sich liebten, sich wieder finden würden, sprach er keine Lüge. Und ich bin in meiner

Art auch ein weiser Mann, Macumazahn. Und ich sage, es ist wahr, daß wir uns wieder begegnen werden. Alle meine Prophezeiungen für dich sind wahr geworden, und diese eine soll auch wahr werden. Ich sage dir, daß du zu den Babyan-Kraalen zurückkehren sollst und mich nicht finden. Ich sage dir, du sollst zu einem ferneren Lande reisen, als zu den Babyan-Kraalen, und dort wirst du mich finden. Leb wohl!“ und er wandte sich ab und ging.

Von meiner Reise nach Natal hinunter ist wenig zu sagen. Ich erlebte mancherlei Abenteuer, aber sie waren alltäglicher Natur, und zuletzt kamen wir wohlbehalten in Port Durban an, das ich nun zum erstenmal besuchte. Sowohl Tota als mein Baby überstanden die Reise gut. Und hier kann ich gleich Totas ferneres Geschick erwähnen. Ein Jahr lang blieb sie unter meiner Obhut. Dann wurde sie von einer Dame adoptiert, der Frau eines englischen Obersten, der am Kap stationiert war. Sie wurde von ihren Adoptiveltern mit nach England genommen, wo sie zu einem reizenden, sehr hübschen Mädchen heranwuchs und zuletzt einen Geistlichen in Norfolk

heiratete. Aber ich sah sie niemals wieder, obgleich wir uns oft schrieben.

Ehe ich zu meinem Geburtslande zurückkehrte, war sie ebenfalls nach dem Lande der Schatten versammelt und hinterließ drei Kinder. Oh! all dies trug sich vor so langen Jahren zu, als ich jung war, und jetzt bin ich alt.

Vielleicht interessiert es den Leser, etwas über Herrn Carsons Vermögen zu erfahren, das natürlich an seinen Enkel Harry hätte fallen müssen. Ich schrieb nach England, um das Besitztum in seinem Namen zu reklamieren, aber der Rechtsanwalt, dem ich die Sache übertragen hatte, sagte, daß meine Heirat mit Stella, da sie nicht von einem ordinierten Geistlichen vollzogen worden war, nach englischem Gesetze nicht gültig wäre und Harry deshalb nicht erben könne. Thörichterweise gab ich mich damit zufrieden, und die Erbschaft ging an einen Vetter meines Schwiegervaters über; aber seit ich in England lebe, habe ich gehört, daß diese Ansicht sehr angezweifelt wird, und daß aller Wahrscheinlichkeit nach der Gerichtshof die Heirat für vollständig bindend erklärt haben würde, da sie feierlich und der Gewohnheit des Ortes,

wo sie stattfand, gemäß vollzogen worden war. Aber jetzt bin ich so reich, daß es nicht der Mühe lohnt, die Sache nochmals aufzurühren. Der Better ist tot, sein Sohn ist jetzt im Besitze, so mag er's behalten.

Einmal, und nur einmal, habe ich die Babylon-Kraale wieder besucht. Ungefähr fünfzehn Jahre nach meines Lieblings Tode, als ich ein Mann in mittleren Jahren war, unternahm ich eine Expedition nach dem Zambesi und spannte eine Nacht am Eingange des wohlbekanntes Thales aus, unter dem Schatten des großen Baafs. Ich bestieg mein Pferd und ritt ganz allein das Thal hinauf, indem ich mit einer seltsamen Unglücksahnung bemerkte, daß der Weg überwachsen war, und mit Ausnahme der Musik der Wasserfälle der Platz so still, wie der Tod. Die Kraale, die links vom Flusse gelegen hatten, waren verschwunden. Ich ritt weiter hin; die Maisfelder waren mit Unkraut überwuchert, die Wege ganz mit Gras bedeckt. Bald erreichte ich den Ort. Dort lagen, von Gras überwachsen, die niedergebrannten Ueberreste der Kraale, und da unter der Asche, im Mondlicht leuchtend, lagen die weißen Gebeine

der Menschen. Nun war mir alles klar. Die Ansiedelung war irgend einem mächtigen Feinde erlegen, ihre Bewohner dem Affagai zum Opfer



gefallen. Die Ahnungen der Leute waren wahr geworden; die Babyan-Kraale wurden nur noch von Erinnerungen bevölkert. Ich ging die Terrassen hinauf. Dort leuchteten die Dächer der Marmor-

hütten. Sie wollten nicht brennen und waren zu stark, um leicht niedergerissen zu werden. Ich trat in eine derselben hinein — es war unsere Schlafhütte gewesen — und zündete ein Licht an, das ich bei mir hatte. Die Hütten waren geplündert worden; Blätter aus den Büchern und Trümmer der wohlbekanntesten Möbel lagen umher. Dann entsann ich mich, daß da ein geheimer Fleck war, wo Stella ihre kleinen Schätze zu verwahren pflegte. Ich ging zu dem Steine und hob ihn auf. Es lag etwas darunter, in modernes, dort übliches Zeug gewickelt. Ich wickelte es auf. Es war das Kleid, in dem meine Frau getraut worden war. In seiner Mitte lag der welcke Zweig und die Blüten, die sie getragen hatte, und daneben ein kleines Papier-Päckchen. Ich öffnete es; es enthielt eine Locke meines eigenen Haares. Ich entsinne mich, daß ich nach diesem Kleide gesucht hatte, als ich fortging, und daß ich es nicht finden konnte, da ich das geheime Fach im Erdboden vergessen hatte.

Das Kleid mit mir nehmend, verließ ich die Hütte für immer. Ich ließ mein Pferd an einen Baum gebunden und ging durch den

zerstörten Garten zum Gottesacker. Da war er, Massen von Unkraut wuchsen dort, und über meines Lieblings Grabe erhob sich ein von selbst gewachsener Drangenbaum, dessen duftige Blütenblätter in Schauern auf den Hügel darunter fielen. Als



ich näher kam, hörte ich wie einen Krach ein Geräusch. Ein großer Pavian sprang aus der Mitte des Kirchhofs auf und verschwand in dem Baume. Fast hätte ich glauben können, daß es der Geist Hendrikas wäre, der verdammt sei, über den Gebei-

nen der Frau, der ihre eiferjüchtige Wut den Tod gegeben hatte, träge Wache zu halten.

Ich verweilte dort eine Zeitlang, von Gedanken bewegt, die ich nicht niederschreiben kann. Dann verließ ich mein totes Weib in ihrem langen Schlafe, wo die Wasser in melancholischem Tone unter dem Schatten des ewig dauernden Berges herniederrauschen, wandte mich und suchte den Fleck, wo wir uns zuerst unsere Liebe gestanden hatten. Der Drangenhain war nichts mehr, als ein undurchdringliches Gebüsch; viele der Bäume waren tot, von Schlingpflanzen erstickt, aber einige blühten noch. Dort stand der eine, unter dem wir geweilt hatten, da war der Felsblock, der unser Sitz gewesen war, und dort auf ihm saß Stella, die Stella, die ich geheiratet hatte. Ach! Da saß sie, und auf ihrem aufwärts gewandten Gesicht lag derselbe durchgeistigte Ausdruck, den ich darauf gesehen hatte, nachdem wir uns zum erstenmal geküßt. Das Mondlicht schien in ihre dunklen Augen, der Wind wehte durch ihr lockiges Haar, ihre Brust hob und senkte sich, ein sanftes Lächeln spielte um ihre halbgeöffneten Lippen. Ich stand festgebannt und blickte auf all

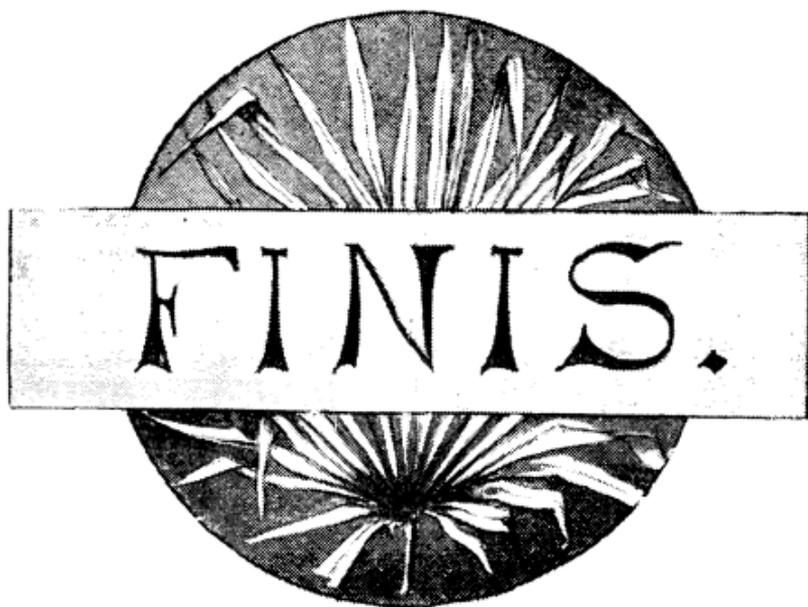
die Lieblichkeit, die einst mein eigen gewesen. Ich konnte nicht sprechen, und sie sprach kein Wort, sie schien mich nicht einmal zu sehen. Ich trat



näher heran. Nun senkten sich ihre Augen. Einen Augenblick tauchten sie sich in die meinen, und ihre Botschaft drang in mein Herz.

Dann war sie verschwunden; nichts blieb als

das zitternde Mondlicht, das hinfiel, wo sie gewesen war, nichts als die melancholische Musik des Wassers, der Schatten des ewigen Berges und in meinem Herzen der Schmerz und — — die Hoffnung.



Lewis Wallace

(Verfasser von Ben Hur)

Der Prinz von Indien

oder

Der Fall von Konstantinopel

aus dem Englischen von Dr. E. Albert Witte.

2 Bände broschiert M. 8.—, in eleg. Leinwandband M. 10.—, in
Elfenbeinimitation gebunden M. 12.—.

Gewiß wird

Der Prinz von Indien

oder

Der Fall von Konstantinopel

In kurzer Zeit gerade wie „Ben Hur“ ein Lieblingsbuch auch des deutschen Volkes werden, wie es schon beim amerikanischen und englischen Publikum der Fall ist. Der Stoff, den hier die Hand des Meisters zu einem unvergleichlichen Kunstwerk geformt, stellt einen der erschütterndsten Akte aus dem großen Trauerspiel der Weltgeschichte dar. Der Zusammenbruch des ältesten Kaiserreichs, das nach dem Falle Roms sich mehr als tausend Jahre als Gebieterin des Ostens an den ungenutzten Ufern des Bosporus behauptete, das den Angriffen der durch die Völkerwanderung entfesselten wilden Horden und der Kreuzfahrer mit Erfolg Trotz geboten, und der Triumph des islamitischen Halbmondes über das christliche Kreuz — wo gäbe es wohl einen zweiten Stoff, der sich so zu einem gewaltigen Heldendrama eignete, und welcher Dichter wäre besser zu der Aufgabe berufen als Lewis Wallace.

Die Uebersetzung des rühmlichst bekannten Herrn Dr. E. Albert Witte ist sich wie das Original und was die Ausstattung sowohl in Beziehung auf Druck als auch auf Papier anbelangt, so ist das Buch sicherlich eine hervorragende Schöpfung des deutschen Buchgewerbes.

Die Welt der Fahrten und Abenteuer.

Eine Sammlung

von hochinteressanten, fesselnden Erzählungen deutscher
und ausländischer Autoren,

reich illustriert.

Preis des Bandes: Elegant broschiert M. 3.—.

In farbigem Leinwandband M. 4.—.

Bis jetzt erschienene Bände:

Bd. I. **Das unerforschte Land.** Autorisierte Uebersetzung
aus dem Englischen des Rider Haggard, mit zahlreichen
Illustrationen von A. Wald.

Bd. II. **Die Schatzinsel.** Aus dem Englischen des H. Louis
Stevenson, mit vielen Illustrationen von A. Wald.

Bd. III., IV. **Die Erbin von Nevers.** 2 Bände. Von
Paul Féval, reich illustriert von A. Groh.

Bd. V. **Der Zauberer im Sululande.** Aus dem Englischen
des Rider Haggard. Uebersetzt von G. Eggert, reich
illustriert von A. Groh.

Im Januar 1898 erscheint:

Bd. VI. **Im Dschungel.** Aus dem Englischen des Rudyard
Kipling, reich illustriert von A. Groh.

Stimmen der Presse.

Vossische Zeitung. (Das unerforschte Land). — Das Buch ist
im höchsten Grade anziehend. Der Verfasser versteht mit poetischem
Schwung zu schildern, zudem besitzt er reiches ethnographisches
Wissen, sodaß Niemand den stattlichen Band unbefriedigt aus den
Händen legen wird.

Stimmen der Presse über Die Welt der Fahrten.

Berliner Lokal-Anzeiger. (Das Unerforschte Land.) Ein ganz prächtiges Buch, das sowohl den Erwachsenen wie auch der reiferen Jugend besonderes Vergnügen bereiten wird. — Es ist das Gebiet des Jules Verne, das der Autor betritt; aber der Engländer Haggard ist als Erzähler ein viel größerer Künstler als der Franzose Verne. Haggard versteht es auf das Gemüt zu wirken, den Leser zu fesseln und zu packen und in ihm die Illusion hervorzurufen, daß die Abenteuer, die seine Helden erleben, und das phantastische Land, in das sie geraten, greifbare Wirklichkeit seien. Besonders als Lektüre für die reifere Jugend ist dieses ausgezeichnete Buch sehr empfehlenswert.

Central-Organ für die Interessen des Realschulwesens. (Das Unerforschte Land.) Die Erzählung ist durchweg fesselnd und poetisch, nicht unwahrscheinlich, wir wissen ihr kein besseres Lob zu erteilen als dies: sie steht in Bezug auf sittlichen Ernst auf der Höhe der Maynschen Reiseerzählungen. Glück auf den Weg!

Mannheimer Tageblatt. (Das Unerforschte Land.) Wer ein Freund abenteuerlicher Lektüre, in der Jagd und Krieg in fremden Ländern die Hauptrolle spielen, ist, der wird durch die neue Erzählung des rühmlichst bekannten englischen Schriftstellers vollkommene Befriedigung finden. — — Blühende Erfindungsgabe und vortreffliche Darstellungskunst vereinigen sich bei dem fesselnden Werke.

Breslauer Morgenzeitung. (Schatzinsel.) Eine abenteuerliche Piraten- und Schatzgräber-Geschichte, aber so spannend erzählt, daß nicht nur die reifere Jugend, sondern auch Erwachsene ihre Freude an dem hübsch illustrierten Buche haben müssen. Der Verlag führt hier einen der populärsten englischen Autoren mit einem für seine Begabung besonders charakteristischen Werke bei dem deutschen Publikum ein.

Hamburger Nachrichten. (Das Unerforschte Land.) — — Drei Freunde, die schon manche kühne Fahrt unternommen haben, beschließen, das noch unbekanntere Innere Afrikas aufzusuchen, wo der Sage nach ein weißes Volk wohnen soll. Sie dringen in Gegenden vor, die noch keines Europäers Fuß betreten hat. Nach einer Fahrt, die in ihrer phantastischen Ausgestaltung fast an einen ins Moderne übersetzten Gesang der Odyssee erinnert, erreichen sie das erstrebte Ziel. — — Das Ganze ist eine Mischung von Wirklichkeit und Märchen, die zwanglos ineinander fließen und sich je nach der Situation zu einem Gesamtbild voll froher Anmut oder wehmütigem Ernst vereinen.

Kölnische Zeitung. (Das Unerforschte Land.) Die Wahl dieses Werkes ist eine glückliche; denn der phantasiebegabte Schriftsteller verdient es, für seine Erzählung auch in Deutschland einen recht großen Leserkreis zu gewinnen.

Von **Karl May's Reiseerzählungen**

sind bis jetzt folgende Bände erschienen:

- | | |
|---------------------------------------|--|
| I. Bd. „Durch die Wüste.“ | XII. Bd. „Am Rio de la Plata.“ |
| II. „ „Durchs wilde Kurdistan.“ | XIII. „ „In den Kordilleren.“ |
| III. „ „Von Bagdad nach Stambul.“ | XIV., XV., XIX. Bd. „Old Surehand.“ 3 Bde. |
| IV. „ „In den Schluchten des Balkan.“ | XVI.-XVIII. Bd. „Im Lande des Mahdi.“ 3 Bde. |
| V. „ „Durch das Land der Skiptaren.“ | XX.-XXII. Bd. „Satan und Ischariot.“ 3 Bde. |
| VI. „ „Der Schut.“ | XXIII. Bd. „Auf fremden Pfaden.“ |
| VII—IX. Bd. „Winnetou.“ 3 Bde. | XXIV. „ „Weihnacht.“ |
| X. Bd. „Orangen und Datteln.“ | |
| XI. Bd. „Am stillen Ocean.“ | |

In Umschlag geheftet M. 3.— In farbigem Leinenband M. 4.—
In Halbfranzband M. 4.50. In feinem Faffian-(Liebhaber-)
Band M. 5.— — Auch in Lieferungen à 30 Pfg. —

— Urtheile der Presse. —

Die Gegenwart: „— Ein echter Jugend- und Volksschriftsteller ist Karl May, dessen spannende und belehrende Reiseerzählungen bei F. E. Fehsenfeld in Freiburg i. B. erscheinen. May ist der geborene Erzähler voll Phantasie und Fluß, volkstümlich u. gesund, lebensfroh und humorreich, in farbigen Schilderungen und in allen Künsten des Vortrags erfahren. Es sind Reiseeskizzen in novellistischem Gewand, vornehmlich aus Afrika und der Türkei, und man merkt überall, daß der Verfasser alles selbst gesehen und manches erlebt hat. Seit Gerstäcker und Sealsfield hatten wir keinen so interessanten ethnologischen Plauderer mehr.“

Schlesische Schulzeitung: „— Die Reiseerzählungen von Karl May sind ein echtes, wahres Volksbuch, das aber auch der reiferen Jugend unbedenklich in die Hand gegeben werden kann. Das prächtige Werk, bei dem wirklich kein Lob übertrieben ist, verdient obenan für den Weihnachtstisch empfohlen zu werden. — Wir wissen nicht, welcher Seite des prächtigen Werkes wir den Vorzug geben sollen, der glänzenden Schilderung von Land und Leuten, der immer aufs neue spannenden Erzählung, dem köstlichen Humor oder dem ethisch erhabenen Gehalt. — Tausende von begeisterten Zuschriften sind aus allen Kreisen der Gesellschaft an den Verfasser ergangen, ein Beweis, wie lieb

— Urtheile der Presse. —

und wert sein Buch den Lesern geworden ist. Es ist aber auch eine prächtvolle Erzählung 2c.“

Dies Blatt gehört der Hausfrau. — Auf dem Gebiete der Belletristik erscheinen uns als hervorragende Novitäten die gesammelten Reiseerzählungen von Karl May. Wir wüßten zur Stunde keine gesündere Unterhaltung für das Volk wie für die heranwachsende Jugend zu empfehlen, als diese Reiseerzählungen, welche von hohem sittlichen Gehalt durchweht sind. Land und Leute, welche der Autor schildert, ersehen vor unserem geistigen Auge in buntem Wechsel, aber jedes lebensvoll in seinem eigentümlichen, besonderen Charakter. Karl May ist ein vorzüglicher Kenner von Natur und Menschen, und seine Erzählergabe ist stets fesselnd und hinreißend, oft sogar in hohem Maße humorvoll. Seine Werke sind wertvolle Beiträge in erzählender Form zur Länder- und Völkerkunde.“

Weltblatt: — Selten noch hat ein deutscher Reiseschriftsteller einen derartigen Erfolg erzielt wie Karl May. Er weiß selbst den eingefleischten Romanleser zu fesseln und bietet dem denkenden eine Fülle von Anregungen. Er besitzt ein außerordentlich anschauliches Erzählertalent, kennt die Städte und Länder, in denen seine Erzählungen spielen, genau und ist dabei ein guter Mensch und überzeugungstreuer Christ. Seine Werke sind wahre Perlen der deutschen Litteratur 2c. 2c. 2c.“

Katholisch. Kirchenblatt: — Die gesamte Presse des In- und Auslandes hat mit größter Freude das Erscheinen der Werke dieses wahren und echten Volkschriftstellers begrüßt: alt und jung erfreuen sich gleichmäßig an dieser fesselnden, anmutigen Darstellung ferner Länder und fremder Völker und der wahren Humor, der das Ganze durchzieht, hat besonders die Herzen der Jugend im Fluge erobert und bauernnd Besitz von ihnen genommen. Neben dem bezaubernden Inhalt, der krystallhellen, natürlichen Sprache, ist es vor allem die absolute sittliche Reinheit in allen Werken Karl Mays, die ihn mit Recht zum Liebling des deutschen Hauses, der deutschen Frau und der ganzen deutschen Jugend gemacht hat. Wer sich und seinen Kindern eine wahre Weihnachtsfreude machen will, der kaufe ihnen Karl Mays Werke, die in herrlichem Kleide in jeder Buchhandlung zu haben sind.“

Illustrierte Welt: — Der Verfasser versteht es wie wenige, Land und Leute in ihrem ganzen eigenartigen Colorit zu schildern; er ist nicht nur ein ungemein erfahrener Reisender, sondern auch ein höchst liebenswürdiger, stets interessanter und formgewandter Erzähler.“

Ueber Land u. Meer: — Unterhaltend und lebendig erzählt sind die „Reiseerzählungen“ von Karl May. Sie ziehen vor allem durch die Fremdartigkeit des Stoffes an, den der Verfasser offenbar nach eigener Anschauung stets geistvoll und fesselnd zu gestalten und zu behandeln weiß. Sie sind für jedes Geschlecht und jedes Alter interessant.“

Wochenblatt d. Johanniter-Ordens-Ballei Brandenburg: — In dieser Sammlung erleben Dr. Karl Mays Reiseerzählungen eine luxuriös ausgestattete Gesamtausgabe, welche zu dem Stammalter Freunde des beliebten Erzählers sicherlich zahlreiche neue gewinnen wird. Karl May teilt viele Eigenschaften mit Berne auf der einen und mit unserem Gerstäcker auf der anderen Seite u. s. w.“

Litterar. Jahresbericht: — Unter den neueren Schriftstellern ist Karl May unbedingt der am meisten gelesene. Er ist namentlich der Abgott der männlichen Jugend, die seine Erzählungen mit einem Interesse verschlingt, das andere, weniger glückliche Autoren mit Neid erfüllen muß. Karl May verfügt über ein ungemein reiches und bewegliches Talent, spannende und ungewöhnliche Verwicklungen zu erfinden, Hindernisse auf Hindernisse zu häufen und schließlich, wenn der Leser meint, der Verfasser werde sich selbst nicht herauszuwickeln wissen, alles zu einem guten Ende zu führen. Dann weiß er so lebendig und anschaulich zu schildern, wie es nur wenig Erzählern gegeben ist; die Handlung entsteht vor unsern Augen und entwickelt sich in schlagender Weise. Damit verbindet er fesselnde Darstellungen aus fernen Ländern, die mit ihrer Farbenfrische anziehend wirken und in unterhaltender Plauderei belehrend wirken. Und endlich durchweht alle seine Werke ein streng sittlicher Geist, der nicht hoch genug anzuschlagen. So empfehlen wir denn die gesammelten Reiseerzählungen Karl Mays allen, die sich für diese Art der Lektüre interessieren, auf das dringendste.

Theodor Körners

Tagebuch und Kriegslieder

aus dem Jahre 1813.

108 Seiten 8°.

Mit bisher unveröffentlichten Liedern, dem Bildnisse Theodor Körners, Abbildung seiner Grabstätte, sowie sechs autotypischen Gedichten und einem Briefe Theodor Körners.

Nach der Originalhandschrift veröffentlicht

von dem

Direktor des Körnermuseums der Stadt Dresden

Dr. W. Emil Peschel,

K. S. Hofrat.

Preis geheftet mit Goldschnitt 2 Mark.

Preis gebunden mit Goldschnitt 2 Mark 50 Pf.
